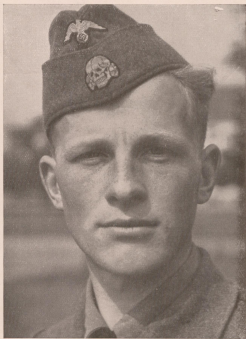




Koln. F. F. Bauer

„Das Wissen von der Rasse ist unser deutsches Evangelium“

Heinrich Himmler



Kahn. F. F. Bauer

Die Erhaltung und Mehrung wertvollen deutschen Blutes und darin Vorbild zu sein,
ist die wichtigste Aufgabe der Schutzstaffel

Bruno Kurt Schults:

10 Jahre Verlobungs- und Heiratsbefehl in der Schutzstaffel

Die Rückschau über ein Jahrzehnt hat den eigentümlichen Reiz, die Gegenwart mit einem bestimmten, noch nicht allzu lange zurückliegenden Zeitpunkt zu vergleichen und so einen Maßstab für die Veränderungen zu gewinnen, die in auf- oder absteigender Richtung stattgefunden haben.

Besonders weitgehend und entscheidend, ja sogar von weltgeschichtlicher Bedeutung, ist der Umbruch auf allen Gebieten, der sich für das deutsche Volk

seit der Übernahme der Staatsführung durch die NSDAP. ergeben hat. Mit dem Ablauf des Jahres 1941 jährt sich nun zum 10. Male die Wiederkehr einer der vorbildlichsten rassenspinnerischen Maßnahmen in einer der Gliederungen der NSDAP., nämlich der Erlass des Verlobungs- und Heiratsbefehls durch den Reichsführer SS, Heinrich Himmler, an die Schutzstaffel.

Der Befehl hatte folgenden Wortlaut:

München, Den 31. Dezember 1931.

Der Reichsführer SS

SS-Befehl - A - Nr. 65

1. Die SS ist ein nach besonderen Gesichtspunkten ausgewählter Verband deutscher Nordisch-bestimmter Männer.
2. Entsprechend der nationalsozialistischen Weltanschauung und in der Erkenntnis, daß die Zukunft unseres Volkes in der Auslese und Erhaltung des rassisch und erbgesundheitlich guten Blutes beruht, führe ich mit Wirkung vom 1. Januar 1932 für alle unverheirateten Angehörigen der SS die „Heiratsgenehmigung“ ein.
3. Das erstrebte Ziel ist die erbgesundheitlich wertvolle Sippe deutscher Nordisch-bestimmter Art.
4. Die Heiratsgenehmigung wird einzig und allein nach rassischen und erbgesundheitlichen Gesichtspunkten erteilt oder verweigert.
5. Jeder SS-Mann, der zu heiraten beabsichtigt, hat hierzu die Heiratsgenehmigung des Reichsführers SS einzuholen.
6. SS-Angehörige, die bei Verweigerung der Heiratsgenehmigung trotzdem heiraten, werden aus der SS gestrichen; der Austritt wird ihnen freigestellt.
7. Die sachgemäße Bearbeitung der Heiratsgesuche ist Aufgabe des „Rassenamtes“ der SS*).
8. Das Rassenamt der SS führt das „Sippenbuch der SS“, in das die Familien der SS-Angehörigen nach Erteilung der Heiratsgenehmigung oder Bejahung des Eintragungsgesuches eingetragen werden.
9. Der Reichsführer SS, der Leiter des Rassenamtes und die Referenten dieses Amtes sind ehrenwörtlich zur Verschwiegenheit verpflichtet.
10. Die SS ist sich darüber klar, daß sie mit diesem Befehl einen Schritt von großer Bedeutung getan hat.

Spott, Hohn und Mißverstehen berühren uns nicht; die Zukunft gehört uns!

Der Reichsführer SS

gez. H. Himmler.

*) Die Bearbeitung wird heute durch das Sippenamt des Rasse- und Siedlungshauptamtes SS durchgeführt.

Will man sich der Bedeutung der Maßnahme, die in diesem Befehl enthalten ist, bewußt werden, so muß man sich auch in die Zeit, in der er erlassen wurde, zurückverfolgen. Es war um die Jahreswende von 1931 auf 1932, eine Zeit, als der Systemregierung noch alle öffentlichen Nachmittel und eine leicht aufzuwühlende Masse der Straße zur Verfügung standen und eine zügellose Hatzpresse ungehindert ihre Klut von Haß und Bosheit über den Gegner ergießen konnte. Eine Zeit, in der die volksfremden Nachthaber es immerhin noch wagen konnten, die SA. und SS zeitweise zu verbieten und da besonders die treue kampferprobte Schar der Schutzstaffel und ihr Führer Heinrich Himmler der größten Anfeindung ausgesetzt waren. „Spott, Hohn und Mißversehen berühren uns nicht; die Zukunft gehört uns!“ sagt der Reichsführer in sicherer Zuversicht am Schlusse seines Befehles, und so war es auch.

Die böswilligen Verdrehungen und bisfiger Spott, die gerade dieser Befehl nach sich zog, stiegen ins Maßlose, aber die Schutzstaffel stand unerschüttert, ja sie war durch diese hohe Anforderung noch mehr gestärkt und hob sich als eine Auslese der Besten besonders klar von Untermenschen und Tüben ab, die die Bannerträger des damaligen Systems waren.

Der Verlobungs- und Heiratsbefehl enthält in seinen 3 ersten Absätzen die wesentlichen und entscheidenden Richtlinien für die gesamte Einstellung der Schutzstaffel zur Frage der Rasse, Erbgesundheit, Familie und Gesundheit unserer schwierigen bevölkerungspolitischen Verhältnisse. Sie besagen, daß die Schutzstaffel eine Auswahl von Menschen darstellt, bei denen auf die Zugehörigkeit zu der Grundrasse des deutschen Volkes, nämlich der Nordischen, entscheidend Gewicht gelegt wird. Ferner, daß die Zukunft unseres Volkes von der Auslese und Erhaltung der rassisch und erbgesundheitlich Guten unseres Volkes abhängt und daß folglich ein möglichst zahlreicher Nachwuchs dieser wertvollen Sippen unbedingtes Erfordernis ist.

Die Erkenntnis von den Gesetzen des Blutes hat über das Bekenntnis zu diesen Gesetzen und besonders dem Nordischen Gedanken zur Tat und Anwendung geführt.

Die wesentliche Entscheidung über die Weitergabe und Vermehrung der guten Rassenanlagen wird bei der Gattenwahl getroffen. Gerade in diesem wichtigen Punkte hat der Liberalismus mit der vollständigen Verneinung der Bedeutung von Rasse und Vererbung im Zeitalter der Verfälschung unser Volk in schwerste Gefahr gebracht. Besonders in solchen Fällen, in denen junge Menschen aus der geborgenen Lebenswelt des Bauern in die Stadt oder einen Industrieort kamen, konnte man die verkehrte Gattenwahl beobachten, bei der nicht nach Ebenbürtigkeit in rassischem Sinne, sondern nach einer zu-

fälligen Bekanntschaft oder nach dem Geldsäckel geheiratet wurde. Ein bezeichnendes Beispiel für die Zerrüttung dieser Zeit ist das Ansteigen der jüdisch-deutschen Mißheben seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Unendlich viel Unglück war durch die liberalistische Auffassung der Ehe und des Verhaltens der beiden Geschlechter zueinander in die deutsche Familie hineingetragen worden. Damit sollte zunächst im Rahmen der Schutzstaffel nach dem Wunsche des Reichsführers SS ein für allemal gebrochen und eine Sicherung für die Zukunft geschaffen werden.

Sinn und Zweck der Ehe ist das Kind oder besser sind die Kinder. Darauf kam es dem Reichsführer SS aber mit diesem Befehl besonders an. Es sollten aus den Familien der Schutzstaffel Kinder hervorgehen, von denen man mit Recht sagen kann, daß sie „wohlgeboren“, d. h. von rassisch und erbgesundheitlich hochwertigen Menschen abstammen. Bei solchen Kindern liegt es nahe, daß sie eine wirkliche Freude für die Eltern sind und daß diese sich daher um alles eine Vermehrung und nicht eine Beschränkung der Kinderzahl wünschen müssen. Wir sehen, welche ungeheuren Weiterungen sich aus dem eingeschlagenen Wege ergeben.

In welchem Ausmaße die Schutzstaffel durch den Verlobungs- und Heiratsbefehl richtungsweisend und vorbildlich gewirkt hat, wird aber auch klar, wenn man sich der Ablehnung und selbst der Bedenken wohlgefinnter Volksgenossen zur Zeit des Erlasses dieses Befehles erinnert und wenn man heute feststellt, daß diese Gedanken der bewußten Gattenwahl weitesten Kreisen unseres Volkes geradezu selbstverständlich geworden sind und in vieler Hinsicht in der staatlichen Gesetzgebung seit 1933 ihren Niederschlag gefunden haben. Der Verlobungs- und Heiratsbefehl ist sowohl dem Befehle zur Verhütung erkrankten Nachwuchses, wie dem Ehegesundheitsgesetz und der Verordnung bezüglich der Unbedenklichkeitserklärung bei Eingehen einer Ehe sowie der ganzen Rassen-Gesetzgebung weit voraus geeilt und hat damit im ganzen Volke vorbildlich und erzieherisch gewirkt.

Auch in den Reihen der Schutzstaffel selbst kommt der erzieherischen Seite durch den Verlobungs- und Heiratsbefehl eine besonders große Bedeutung zu. Jeder einzelne Angehörige der Schutzstaffel kommt in die Lage, sich mit dem diesem Befehl zugrunde liegenden Gedanken zu befassen und sich über Begriffe wie Rasse, Vererbung, Auslese, Abstammung, Bevölkerungspolitik, Aufklärung zu verschaffen. Er lernt erkennen, daß er in diesen Fragen mit eingreifen kann und muß und selbst mit verantwortlich für die Entwicklung kommender Geschlechter ist. Somit ist der Verlobungs- und Heiratsbefehl ein ganz wesentlicher Pfeiler für unsere Weltanschauung wie für unser Handeln geworden.

Elisabeth Pfeil:

Das Bildnis als Quelle der Rassegeschichte (I)

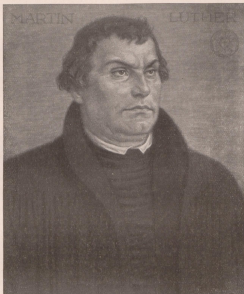
In der Kunstzeitschrift des Nationalsozialismus „Die Kunst im Deutschen Reich“ (4. Jg., Folge 6, Juni 1940) brachte Walter Gorn eine Betrachtung zu den Bildnissen des baltischen Malers Otto v. Kurfell. Unter ihnen befand sich ein Lutherbildnis. Es waren die bekannten Züge: das feste Antlitz, die breite Gestalt — so hatte Cranach Luther gemalt. Aber dies Bild war zugleich auch anders, und unter Gesichtsbewußtsein wurde hier in besonderer Weise angesprochen. Dies war der Reformator, wie wir Deutsche von heute ihn sehen: der Befreier von Fremden, der zu eigener Art zurückgeführt hatte, der Kämpfer für die Freiheit des Gewissens, der nicht davor zurückgeschreckt war, bis ans Ende seines Denkens und Gefühls zu gehen, Tod und Teufel trotzend und dabei warmen Segens: fähig zu inniger Freude und jener „göttlich tiefen Trauer“, von der Novalis spricht und die gerade die Großen überkommt, wenn sie ihr Werk mit übermenschlichen Maßen messen.

Dies alles sprach uns aus Kurfells Lutherbild an mit unmittelbarer Überzeugungskraft¹⁾ (Abb. 1). Und es war verlockend dem nachzuspüren, was hier vor sich gegangen war, um eine Gestalt von solcher Eindringlichkeit entstehen zu lassen. Kurfell hatte sich an den überlieferten Bildern ausgerichtet, aber gab er nicht mehr und Wesentlicheres als jene (ebenfalls für uns Wesentlicheres)? Und wenn er über sie hinausging, mit welchem Rechte hatte er es getan, und wo beginnt für das historische Bildnis²⁾ die Gefahr, willkürlich zu werden?

Ein historisches Bildnis ist Geschichtsdeutung so gut wie jede beschreibende Historie; Biographie vor allem: ein ganzes Leben wird hier in eine mit den Augen begreifbare Gestalt zusammengeschaut, ja meist drängt sich aller Ausdruck im Kopfe allein zusammen, der über das ganze Wesen eines Menschen ausstrahlen soll. Und es muß mehr geben als den Ausdruck eines Augenblicks: der Darstellte soll nicht nur gezeigt werden, wie er in einer bestimmten Stunde³⁾ oder bei einer bestimmten Handlung erschien⁴⁾, sondern wir verlangen, die Individualität, die hinter seinen Handlungen und wechselnden Erscheinungen steht, herausgearbeitet zu sehen; seine ganze Entwicklung

soll sich andeuten, wir müssen seine Kämpfe, die Siege und die Enttäuschungen, sein Zukunftswohnen und seine Resignation, sein Schicksal und seinen Charakter von seinen Zügen ablesen können. Und wie die erhablene Biographie will auch die darstellende mehr als nur den Menschen selbst geben: der geschichtliche Hintergrund, von dem er sich abhebt, die Zeit, die er vertritt, soll sich andeuten.

Das historische Bildnis steht daher unter ähnlichen geistesgeschichtlichen Bedingungen wie das Geschichtswerk überhaupt. Schon die Wahl des Gegenstandes ist eine Entscheidung: kein Zufall, daß der nationalsozialistische Kämpfer Otto von Kurfell gerade den Reformator wählte, der an der Wende zweier Zeitalter stand und neue Maßstäbe gab. In den Fragen, die wir an die Vergangenheit richten, liegen die Fragen unserer Gegenwart; das gilt für den Maler, der seinen Blick zurückwendet so gut wie für den eigentlichen Geschichtsschreiber. Und wie der Historiker ist auch der Maler angewiesen auf die Überlieferung, sowohl auf die Fülle der Quellen wie auf ihre Stichhaltigkeit. Die Geschichtsquellen sollen die Antwort geben, die er sucht, oder sie sollen doch möglich machen, daß er sie sich gibt: so gilt es, das überlieferte Material zu sammeln und zu sichten und in ein Bild zusammenzufügen. Wenn nun auch die besondere Fragestellung des einzelnen Historikers jedesmal, wenn das Geschichtsmaterial neu gesichtet wird, anderes wichtig, anderes für unwichtig halten wird und der Vorgang des Zusammen-



Gemälde von Otto v. Kurfell

Abb. 1. Luther

schauens in seiner psychologischen Bedingtheit dem gewonnenen Bilde notwendig eine subjektive Färbung gibt, so bleibt doch das historische Bemühen gerichtet auf das Objektive: festzustellen wie es wirklich gewesen ist, wie ein Mensch wirklich war und beim Maler, wie er ausgefallen haben muß in Augenblicken, wo sein wahres Wesen sich in seiner Erscheinung ausdrückte⁵⁾. Da der Künstler alles in den schaubaren Augenblick hineinpreßt, muß, wie der Umformungsvorgang, der vom Quellenmaterial zum Geschichtsbild hin stattfindet, noch mehr gesteigert sein als beim Geschichtsschreiber.

Vielleicht ist ihm aus der mündlichen oder schriftlichen Überlieferung die Gestalt eines Menschen vor seinem geistigen Auge erwachsen, und nun muß er sie abstimmen auf die bildliche Überlieferung und es kann sein, daß sie nicht passen will zu dem Bilde, das in ihm entstanden war. Vielleicht auch hat sein anschauernder Geist gerade an einem Portrait seines Helden seine Umgebung gehabt und er

¹⁾ Auch Gorn hat es so empfunden: „Je länger man das Bild betrachtet, desto belebter werden seine Züge . . . die tiefen leidenschaftlichen Augen leuchten, der traustolle Mund will sich öffnen, um zu seinen lieben Deutschen zu reden. . . Wie lebend das Antlitz Mannsförmiger Bauern, der dem Volk aus Mäul sah und aus dem tiefen Begehnen der Überlieferung das köstliche Wort der deutschen Muttersprache emporhub. Das ist das Lutherbild unserer Zeit.“

²⁾ Genau genommen ist Bildnis oder Portrait nur das Bild, das am Lebenden abgenommen wurde, aber wie soll man dies nennen?

³⁾ Nur ein äußerster Impressionismus faßt das Portrait so auf.

⁴⁾ Das ist Aufgabe des Historikers.

⁵⁾ Die Frage nach dem Erscheinen des Wesens in der „Erscheinung“ muß hier offen bleiben. Gorn: „Das äußere Erscheinungsbild läßt den bedächtigsten Kern der Persönlichkeit nur unvollkommen durchschimmern.“

beginnt dann erst, über ihn nachzulesen und nachzufragen; wie immer es sei — er wird eine Auseinandersetzung mit beiden Arten des überlieferten Materials nicht umgehen können, wenn er sich von Willfür fernhalten will. Der stilistischer seinerseits findet sich heute, — wo er Weltgeschichte als Rassengeschichte begreifen will — stärker denn je auf das überlieferte Bildmaterial verweisen. Wer ausfragen will über das rassistische Gepräge von Bevölkerungen und den rassistischen Stil von Persönlichkeiten, wer Kulturentstehungen in Zusammenhang bringen will mit der erbbiologischen Beschaffenheit bestimmter Bevölkerungsgruppen, dem wird das Portrait aus vergangenen Zeiten eine willkommene Quelle sein. Sein geschichtliches Schauen wird zum Gefaltsehen, es berührt sich mit dem des Künstlers; und wenn jeder von ihnen dabei seinen eigenen Gesetzen folgen muß, so wird es kein Schade sein, sich über die Bedingungen beider Arten von Sehen klar zu werden. Es dürfte in der wissenschaftlichen Lage, in der wir uns befinden, zunächst einmal angeeignet sein, das Bildnis auf seinen Wert als historisches Quelle zu prüfen. Denn es will uns scheinen, als bestünde die Gefahr, daß es gar zu unbedenklich verwertet würde. Und wenn ohne Kritik familiengeschichtliche und erbbiologische Schlüsse daraus gezogen werden, könnte man zu recht schiefen Vorstellungen kommen: die Rassen- und Bevölkerungsgeschichte kann sich manchen Umweg ersparen, wenn nun, wo man sich eben ansieht, das überlieferte Bildmaterial auszuwerten, eine Bestimmung auf die Grenzen der Verwertbarkeit des Bildnisses für die Geschichtsschreibung stattfindet.

Dabin hat uns nun die Beschäftigung mit dem Werke Kurfells geführt, scheinbar weitab von der ersten Frage, die es in uns aufwirft: was denn in ihm vorgegangen sei, als er sich an Ceanach ausrichtete und von ihm entfernte, aber wie werden doch immer wieder zu ihm zurückkehren, und wenn wir nun unternehmen, die Bedingungen des Portraits und damit auch die Begrenztheit seiner historischen Auswertung anzubeten, so wollen wir es an den Bildnissen der deutschen Reformationsstudien versuchen, zu denen Kurfells Lutherbild uns hingeleitet hat.

Quellenkritik, jene unerlässliche Voraussetzung historischer Wissenschaft dürfte dem Portrait gegenüber schon deswegen am Plage sein, weil das überlieferte Bildnis selbst bereits Deutung ist. Der Träger der Geschichte begnügt uns hier als gedeutete Persönlichkeit⁹⁾. Es wundert uns nicht, daß, wie wir oben sagten, ein überliefertes Bild gelegentlich störend auf den Vorgang der Bildwerdung im heutigen Künstler wirken kann, wenn wir bedenken, daß der Künstler, der den lebenden Menschen abbildete, seine besondere Auffassung dieses Menschen gab, eine Auffassung, die mannigfach bedingt sein mußte. Zunächst einmal kommen die persönlichen Bedingungen in Betracht: die Schärfe seiner Beobachtung (und zwar sowohl der Formbeobachtung wie der psychologischen), die künstlerische Fähigkeit, das Gesehene auch so wiedergeben zu können, wie es vor seinem inneren Auge stand und das Charakteristische so deutlich zu machen, daß auch andere es zu erkennen vermögen, die es von selbst nicht aus den Zügen eines Menschen herauslesen würden. Sein menschliches Niveau: ferner: wie weit er fähig war, den Menschen, der da vor ihm saß, zu erfassen, wieviel er von ihm wußte und wie weit jener sich ihm gab. Denn nicht nur auf den Darstellenden kommt es an, auch auf den Dargestellten. „Das Portrait entsteht als eine Begegnung zwischen zwei Menschen“¹⁰⁾. „Wo eine innere Verwandtschaft zwischen dem Malenden und dem Dargestellten mitleidlich, kann der schöpferische Akt zur Vollkommenheit gedeihen“ (Horn mit

Bezug auf Otto v. Kurfell). In anderen Fällen wieder besteht die Gefahr, daß der Künstler etwas in sein Objekt hineinsetzt, was gar nicht in ihm vorhanden ist, etwa ein Problem, das ihn selbst beschäftigt, auf jenen überträgt. Es gilt ferner, die „Stunde“ zu wählen (nicht die Stunde der Sitzung, sondern die Stunde, die festgehalten wird, ist gemeint), „es kann eine Alltagsstunde sein, aber auch eine Schicksalsstunde“ (Wagbold¹¹⁾). Zwischen dem „festhalten einer Stimmung, die über das Anfließen eines Menschen zieht und dem Herausarbeiten des Bleibenden, des Charakters“¹²⁾ liegt eine ganze Stufenfolge von Portraitauffassungen, vor allem des Künstlers, aber auch in nicht zu unterschätzendem Maße des Dargestellten. Welche der hierin liegenden Möglichkeiten er wählt, ist weitgehend vom Zeitcharakter bestimmt. Der Impressionismus bevorzugte das eine Extrem, wir in unserer Begriffsbestimmung des Portraits (oben S. 5) näherten uns dem anderen. Jedes Bildnis wird den Stempel des Kulturabstimmens tragen, in den seine Entstehung fiel, es wird dadurch bestimmt sein, was seine Zeit vom Menschen erwartete, welches Bild hohen Menschentums sie aufgestellt hatte und was sie daher auch von der Bildnisdarstellung des Menschen wollte. Auch die Kunstströmung, in der der Maler steht, spielt eine Rolle: die künstlerische Entwicklung ist zur Stunde, wo ein Portrait entsteht, bis zu einem gewissen Punkte vorgegeben, er hat von ihm auszugehen, und selbst wenn er einen Schritt weiter vorwärt, bleibt er durch den Ausgangspunkt mitbedingt. Wie stark die Überlieferung einer Schule selbst bedeutende Künstler binden kann, hat Max Krammerich in bezug auf das Portrait nachgewiesen; so ist z. B. die Form des Mundes in bestimmten Malerschulen traditionengebunden und wird nicht individuell wiedergegeben trotz sonstiger Portraitausdrucks¹³⁾. Beim Übergang von typisierender zu portraittierender Darstellung finden wir diese „unvollkommene Portraittatigkeit“, und selbst bis in die Zeiten reiferer Portraittkunst hinein wirken in bezug auf bestimmte Merkmale solche Bindungen¹⁴⁾! Alles dies gilt es zu wissen und zu berücksichtigen.

Es ist ferner eine Rolle, ob die Zeit starke Ausdrucksmittel liebt oder ob sie dem Verborgenen nachspüren will. Windelmann hat dies an der Kunst der Alten gerühmt, daß sie nur den Funken im Feuer sehen ließe und mit wenigem viel anzudeuten genützt habe; während die neueren Künstler dazu neigten, „die Wahrheit über ihre Grenzen auszubläuen“, war bei den alten Künstlern „die Schönheit die Junge an der Waage des Ausdrucks“. Dieses verschiedene Verhalten gegenüber dem Ausdruck wird eine Berücksichtigung bei der charakterlichen und rassenbiologischen Auswertung der Portraittkunst erfordern.

Diese verschiedenen Bedingtheiten stehen aber nicht vereinzelt nebeneinander, denn Kunststil und Zeitcharakter hängen so zusammen (wenn sie sich auch keineswegs voll auseinander ableiten lassen) und das innere Bild vom Menschen, das dem Künstler vorschwebt, steht ebenso unter den Einflüssen des Zeitbealls wie das des Dargestellten, wenn er sich in bestimmter Weise abbildete zu sehen wünscht. Andererseits werden die persönlichen Voraussetzungen von Künstler und Abgebildetem den Zeitcharakter abwandeln.

Es springt also die Frage auf, ob der Dargestellte wirklich so ausgefallen hat, wie das überkommene Bild ihn uns zeigt und ob wirklich Wesentliches gegeben wurde, wenn sein Portraittist ihn so und so kennzeichnete.

⁹⁾ W. Wagbold: Die Kunst Albrecht Dürers. Wien 1935.

¹⁰⁾ Verbeke.

¹¹⁾ K. weiß darauf hin, daß heute in Standbildern nur der Kopf ähnlich gegeben wird, der Körper ist groß und harmonisch, ganz gleich wie die Statue des Dargestellten war.

¹²⁾ M. Krammerich: Die reichsmittelalterliche Portraittplastik in Deutschland. Leipzig 1909.

⁹⁾ G. Deckert: Zum Begriff des Portraits, Marburger Jahrbuch f. Kunst und Wissenschaft. 3. Bd.

¹⁰⁾ Deckert a. a. O.

Wenn uns die eben angeführten theoretischen Überlegungen nicht schon zur Voricht mahnen sollten, so würde ein flüchtiger Überblick über die Portraitkunst genügen, es zu tun. Denn die sofort ins Auge fallende Tatsache, daß die Bildnis- jeber g- schichtlichen Zeitepochen je durchgängig gleichen Charakter tragen, ja, daß die Menschen einer Zeit sich in manchen Gesichtszügen fast ähnlich sehen, müßte uns an der Objektivität der Darstellung zweifeln lassen. Auch die Portraits eines und desselben Malers sind manchmal von einer, fast möchte man sagen, Familienähnlichkeit; z. B. zeigen alle Köpfe, die der alte Rembrandt und zwar als Portraits, also als Wiedergabe bestimmter Menschen, gemalt hat, die gleichen verschatteten Augen¹³⁾. Der Tatbestand läßt zwei Deutungen zu: 1. Entweder waren sie tatsächlich untereinander relativ ähnlich, indem die Menschen einer bestimmten Epoche und eines bestimmten Kreises Züge aufwiesen, die nur ihnen, jedenfalls ihnen in vorzüglichem Maße, angehören, 2. oder die Künstler haben sie ähnlich gesehen als sie waren, das heißt, daß sie bewußt oder unbewußt zu einem Leitbilde hinüberliefen wurden — fragen, deren Beantwortung für die Rassen- und Kulturgeschichte von ausschlaggebender Bedeutung wäre. Es liegt nahe zu erwarten, daß die Antwort kein Entweder — Oder bringen wird, sondern daß Beides unzertrennbar ineinanderfließen wird. Jede Kulturperiode wird von andersgearteten Menschen vorzüglich getragen werden, es wird einen für eine Zeit kennzeichnenden Schlag von Menschen geben; aber auch jeder Mensch wird durch die Kulturlage, in die er hineingeboren ist, in Haltung und Ausdruck bis zu einem gewissen Grade umgeprägt, indem bestimmte Schichten seines Wesens aneignet und entwickelt werden, andere unentwickelt bleiben, und das Bild des Künstlers vom Menschen wird durch die Kulturperiode bestimmt. Wie sich beide Kräftegruppen zu einander verhalten¹⁴⁾, darin muß die Antwort uilen; im Hinblick auf unser engeres Thema: inwiefern die vergleichsweise Ähnlichkeit der Menschen auf den Bildnissen einer Zeit durch das tatsächliche rassistische Gepräge der damals lebenden Menschen gegeben ist und inwiefern sie sich aus den künstlerischen Schulen und dem Idealbild der Zeit ergibt, oder aus der Individualität der einzelnen Künstler; auch diese hat ihre rassistischen Grundlagen so gut wie das Leitbild der Zeit, auch sie sind zu beachten und im Zusammenhang mit der Prägung durch die Umweltlage zu erwägen¹⁵⁾.

Wenn wir die Bildnisse der verschiedenen großen Zeitabschnitte der Kulturgeschichte vor unserm Auge vorüberziehen lassen, so heben sich die Bilder der deutschen Reformationszeit sehr kennzeichnend von allen anderen Zeiten ab. Sie unterscheiden sich sowohl von denen der vorhergehenden Zeit, der Frührenaissance, wo die Menschen ein wenig naïv-erkant und selbst am unterteilt aus dem Bilde herausfallen, wie von denen der nachfolgenden Barockzeit, wo sie sich dem Betrachter voll und aufgeschlossen darbieten. Die Menschen der Reformationszeit pflegen ernst und gerade vor sich hinzusehen, sie wollen nichts vom Betrachter, wie die Barockmenschen, die gefallen und hinreissen wollen, aber sie wollen sehr viel von sich, das sieht man ihnen wohl an. Die Frührenaissance zeigt uns die

Menschen gerne jugendlich-spröde, das Barock bevorzugt den Menschen in der Fülle seiner Kraft, reif und blühend. Das Rokoko hebt dann wieder zum jungen Menschen zurück. Romantik und Klassizismus führen das fort, aber wenn zur Zeit des Rokoko das Betreiben des Menschen darauf gerichtet war, beiter und anmutig zu sein und das Haupt hoch zu tragen und so auch im Bilde zu erscheinen, so fand die Romantik die Würde des Menschen darin, von Konvention und Formel frei den Mächten des Lebendigen hordend und fühlend hingegeben zu sein; und Jungsein hieß hier etwas ganz anderes als zu anderen Zeiten. Gerade die Bevorzugung bestimmter Lebensalter und Reifestadien durch die verschiedenen Epochen ist aufschlußreich, denn das wird ja niemand ableugnen wollen, daß die Menschen zu allen Zeiten jung und mittelalt und alt waren: die Altersverschiebung bei gleichem Material kommt hier schon heraus. Sie hat sehr viel mit dem zu tun, was man vom Menschen überhaupt dachte, und wir sehen die Umfaltung der Einzelnen zum Zeitweisen bin hier mit größter Deutlichkeit: es kann uns auf anmutigen Rokokobildern ereignen, wenn idealisierende Menschen bemüht sind, sich beiter und unbefindlich darzubieten — die kalten an Vasenmündel und -füßeln widersprechen oft dem lächelnden Munde, das Hochstehende des Blicks den mühen fälchen um die Augen. Bei Malern von geringerer Qualität kann solche Umfaltung groteske Formen annehmen: ich erinnere mich an ein großes Gruppenbildnis in der National Portrait Gallery in London, wo sämtliche Parlamentmitglieder aus dem Jahre 1821 (oder so) durchaus mit Portraitabsicht wiedergegeben waren, meist weißhaarige ehrenwerte Lords, aber alle mit Gesichtern 20-jähriger Jungen.

Das Reformationszeitalter wollte den Menschen ernst, ruhig, aufrecht sehen: es ist die Zeit des Bildnisses der Männer zwischen 40 und 60 Jahren. Mit dem Frauenbildnis wurde es — reichend genug — weniger gut fertig; anders als die italienische Renaissancekunst entwickelte es kein eigengeselliges weibliches Bildnis, sondern unterwarf die Frauen den gleichen künstlerischen Fragen wie die Männer, wobei denn kein Wunder ist, daß sie meist so mißvergnügt derschauen! Natürlich haben wir auch Portraits junger Menschen dieser Zeit, aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, deutet sich schon im frischesten Mädchenkopf die resignierte Hausfrau von später an, und in den Zügen der Jünglinge spürt man schon „the wiser and the sadder man“. Für die Reformationszeit war der reife Mensch Gegenstand des Interesses, und wenn man die jüngeren portraitierte (etate sine XXIII), so tat man ihm das höchste Lob an, wenn man ihm schon als gereiften, umfichtigen, seinen Lebensbezug voll abschreitenden Mann¹⁶⁾ darstellte.

Das Bild eines bestimmten Menschentums betrifft nun aber nicht nur Alter, Reifestad, Haltung und Bild, sondern greift selbst die Formbildung an: die Aufmerksamkeit des Künstlers gilt zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedenen Seiten der menschlichen Körperform. Die Reformationszeit bevorzugte die Darstellung im Halbprofil, man fand bestimmte Linien besonders ausdrucksstark, so die Linie, die von der Schläfe über die Wangenknochen zum Kinn hinunterzieht (andere Zeiten haben sie überhaupt nicht beachtet!) Sie kommt im Halbprofil am besten heraus; aber auch die weniger zahlreichen Frontalbilder der Zeit weisen sie deutlich zu machen, und selbst die Plastik, die ja nicht so wie die Malerei einzelne Umrisslinien auszubilden bevorzugt, wußte diesen Linienzug hervorzuheben. Man sehe sich Niemenschneider und Veit Stoss daraufhin an, wie verflocht sie in diese Linie waren (und

¹³⁾ V. Decker a. a. O.

¹⁴⁾ Auf das Ineinanderfließen von Werbeschaffenheit und Umwelt für das Zustandekommen einer Zeitstellung vergleiche E. Pfeil: Die biologischen und soziologischen Grundlagen der völkischen Kunst des 17. Jahrhunderts, Schrift für K. Samann, Zug bei Wädenswil 1930.

¹⁵⁾ Paul Schiller: Traumbildung, der als erste Rassen- und Kulturgeschichte unter rassistischen Gesichtspunkten geschrieben hat, zeigt uns in seinem Buche „Kolle und Kunst“, wie stark die nicht durch ein Vorbild gebundenen, also die frei erscheinenden Menschenportraits eines Künstlers durch seine eigene Leidenschaft bestimmt werden. Im Portrait wird sie sich weniger unmittelbar und greifbar ausgedrückt, aber mit Sicherheit sieht das Rassenrum einer Künstler eine Rolle in der Art wie er das Portrait aufstellt. Man darf sich diese Verbindung nur nicht zu einfach und eindeutig vorstellen.

¹⁶⁾ Wer würde Dürer auf dem Meister Selbstbildnis von 1498 für 26 Jahre alt halten? Es ist ein ausgereifter Mann, der uns daraus anleitet.

in den Winkel zwischen Augenbraue und Nase). Wenn aber gewisse Linien und Formen betont, ja überbetont wurden, so wird das den rassistischen Charakter der Gesichter betreffen und geht uns also auf das Dringlichste an.

Als die Maler gegen 1500 begannen, die Bildnisse psychologisch zu vertiefen, befanden sie sich einer Porträitüberlieferung gegenüber, die stark linear war: In Linien, nicht in Flächen suchte das 15. Jahrh. das kennzeichnende Gepräge eines Kopfes zu geben. Und zwar hatte es sich darum bemüht, den Menschen so festzuhalten, wie er in seiner Einmaligkeit ausfiel; das war auch weiterhin das Bestreben, nur sollte mit dem Aussehen zugleich das eigentliche Wesen gegeben werden. Kein Ideal von Schönheit trübte das Bemühen darzustellen, wie der Mensch wirklich war. Die Bevorzugung des $\frac{3}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Profils ist bezeichnend für diese Haltung der Kunst: selten ist ein Gesicht in dieser Stellung schön, aber kaum eine Gesichtsstellung bietet einer mit linearen Ausdrucksmitteln arbeitenden Malerei so viel Möglichkeiten der Charakteristik wie diese. Man sollte nun von einer Epoche, der es beim Bildnis mehr um die Physiognomie ging als um Schönheit, erwarten, daß sie die Menschen wahrer darstellte als solche Zeiten, die sie auf ein bestimmtes Schönheitsideal hin stilisierten, und in gewissem Maße ist das auch der Fall. Wenn wir uns indessen klar machen, daß auch der Vorgang des Charakterisierens ein Auswählen ist, nämlich vernachlässigen, was Einem unwichtig erscheint, und betonen, was man für wesentlich hält, so springt die Subjektivität einer um Charakteristik bemühten Darstellung sofort auf. Das innere Bild bestimmt die Auswahl, und auch eine Bildnis-Kunst, die die Menschen geben will, wie sie sind, wird sie der Nachwelt so überliefern, wie sie die Menschen haben wollte. Es werden daher diejenigen Menschen die größte Aussicht haben, „richtig“ dargestellt zu werden, die dem inneren Bild der Zeit am meisten entsprechen. Ein Zeitstil ist ja nichts Zufälliges, sondern stark mitbedingt durch die Persönlichkeiten, die — innerhalb der von der gesellschaftlichen Stunde gegebenen Möglichkeiten — ihn geprägt haben: Die Schöpfer einer Kulturrepoche werden ihm ihre eigenen Züge aufgedrückt haben. Der Künstler wird, wenn er solche Kulturschöpfungen Menschen darstellen hat, ihre Eigenart vielleicht steigern und überbetonen können, deutlicher zum Ausdruck bringen, als sie in ihren Gesichtszügen erscheint, aber er wird sie wahrscheinlich nicht so leicht umbiegen, und das gleiche liegt mehr oder weniger bei jenen Menschen vor, die zwar nicht selbst der Zeit ihr Gepräge gaben, aber in die nun einmal von den Großen so und so geprägte Zeit

hineinpaßten, die eigentlichen Träger dieser Kultur¹⁴⁾. Die breite Masse der Anderen aber wird nach jenem Bilde umstilisiert werden, sich auch selbst in Tracht, Haltung und Ausdruck ihm anzupäßen süßen. Die Masse ist ja erstaunlicher Verwandlungen fähig, wir haben so ein Beispiel erlebt: als es nach dem Weltkriege Mode war, Knabenhaft auszusehen, da haben auf einmal die meisten Frauen tatsächlich Knabenähnlich aus. Die Verwandlung erstreckt sich selbstverständlich bis in die Gesichtsförmlichkeiten, es hat Rechte und Zeiten gegeben, wo es als höchstes galt, die Habsburger Untertypen aufzuweisen, zahlreiche Portraits zeigen sie¹⁵⁾. Nichts wäre verkehrter als auf eine Verwandtschaft mit den Habsburgern (oder auf eine parallele Erbanlage) zu schließen: Objekt und Maler haben vielmehr ihr Bestes getan, um sie hervorzubringen! In solchen Extrembeispielen liegen die sonst unauffällig laufenden Umformungsvorgänge deutlich zutage.

Luther war, wenn Einer, Vertreter eines Volkes und einer Zeit, die wir ja oftmals die Lutherzeit nennen. Jedenfalls vertrat er die Seite an ihr, die in die Zukunft führte und alle weitere geistige und kulturelle Entwicklung bestimmte. Erasmus von Rotterdam, selbst Vertreter einer bedeutsamen Richtung der Zeit, des germanischen Humanismus, konnte sich nicht genug wundern, daß Luther es war, der mit seinen einfachen und schlichten Antworten den Menschen das gab, wonach sie verlangt hatten¹⁶⁾. Wenn es galt Luther zu malen, so wußte der Maler: er hatte das Wesensbild der Zeit selbst zu malen; keine Gefahr, daß er nach fremdem Bild hinstilisiert wurde. Wenn die Zeit den Mann ernst und selbständig und aufrecht wollte: er war es, der alle diese Eigenschaften in stärkster Maße verkörperte; und wenn sie den Menschen im Bilde sehen wollte, wie er wirklich und wesentlich war, so war hier ein Mann, dessen Wesen offenbar geworden war. Ein Lutherbildnis müßte, wenn unsere Überlegungen zu Recht bestünden, alle Wahrscheinlichkeit haben, den Mann wie er war und weise, festgehalten zu haben.

Wenden wir uns aber nun den Bedingungen der überlieferten Lutherdarstellung durch die Künstlerpersönlichkeit zu, so bleibt trotz dieser günstigen Lage noch so viel an subjektiver Trübung, daß wir auch den Lutherportraits gegenüber eine kritische Haltung einnehmen müssen.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

¹⁴⁾ Die Unterscheidung zwischen Schöpfen und Trägern einer Kultur im breisitzerhistorischen Sinne hat W. Scheidt gemacht.

¹⁵⁾ Vgl. E. Rodenwaldt: Rassenmischung als historisch-biologisches Problem. Bremen 1940.

¹⁶⁾ Siehe J. Sizinger, Erasmus v. Rotterdam.

Kuno Waltemath:

Germanisches Blut der südöstlichen deutschen Ostmark

Das, was wir im Nordosten des Reiches an Entfremdung deutschen Blutes erleben, ist auch im Südosten zu beklagen, wenn auch nicht in solchem Maße wie dort. In Südbaiern, in Südkärnten, in Krain sitzen wir auf den Trümmern eines einmalig viel reicheren Deutschums. Hier hat die slowenische Bewegung vor dem Weltkriege und im vorigen Jahrhundert ihm schwere Wunden geschlagen, und noch schwerere die 22 Jahre der jugoslawischen Herrschaft. Eine ähnliche Wutung haben die Gegenreformationen des 16. und 17. Jahrhunderts gehabt. Steiermark war durch die mittelalterliche Kolonisation, die den bairischen Volksstamm zum Träger der Germanisierung der südöstlichen Ostmark machte — neben ihm siedelten hier auch viele Franken —, fast ganz deutsch

geworden. Nur im südlichsten Teile hielt sich das windische Volkstum, jedoch durch die deutsche Einwanderung stark geschwächt; Städte und Marktflecken und viele Bauernhöfe waren Orte des Deutschums. Im 8. Jahrhundert schon kamen die Bayern in das Land, in welchem sie auf starke Reste der feltoromanischen Bevölkerung stießen, mit der sie sich mischten, die von ihnen aufgesogen wurde, in einem langen Prozeß. Noch im 9. Jahrhundert fanden Mischbenen statt. Ebenso mischten sie sich vielfach die Slowenen ein, die vom 6. Jahrhundert ab eingewandert waren und gleichfalls feltoromanisches Volkstum in sich aufgenommen hatten. Das Land bot reiche Gelegenheit zum Siedeln, da es nach dem Sturze der Römerherrschaft wieder größtenteils in den Urzustand gesunken war. Die

Römerslädte Pactovium — heute Pettau — und Telega Claudia — heute Tili — lagen in Trümmern, von denen jetzt noch zahlreiche Überreste vorhanden sind. Die Ungarnkriege bedeuteten lediglich eine Unterbrechung des Zuges der Einwanderung, die nach der großen Ungarnschlacht am Lech 955 um so fröhlicher in Gang kam. Von der Burg Döfen, dann von der Steierburg an dem Zusammenfluß der Steier und der Enns ging sie aus. Die deutsche Siedelung setzte zuerst an der Mur festen Fuß, um dann bis über die Drau vorwärts zu stoßen. Bis zum 12. Jahrhundert wurde sie zuerst von den geistlichen und adeligen Grundbesitzern betrieben, dann vom 12. Jahrhundert ab daneben von Bauerschaften. Schon Mitte des 13. Jahrhunderts war Obersteiermark fast ganz deutsch geworden. Erich Keyser schreibt in seiner „Bevölkerungsgeschichte Deutschlands“: „Die Zahl der slawischen Siedler war in der Mitte des 13. Jahrhunderts nach dem landesfürstlichen und fürstlichen Urtakern noch gering. Im Amte Judenburg begegnete im Jahre 1265 bei Walsdorf der fürstlichen Namen unter 93 Personennamen 37 deutsche Namen, im Weinbaugebiet um Marburg unter 132 Namen 114 deutsche, bei Greifenburg im Jahre 1267 unter 118 Namen 88 deutsche, bei Uebelach unter 127 Namen 93 deutsche. Im Ennstal, zwischen Judenburg und Leoben und bei Voitsberg waren um 1290 fast nur Namen deutscher Herkunft vorhanden.“ Neben den Bischöfen war besonders das Kloster Almsont an der Siedelung mit deutschen Bauern beteiligt.

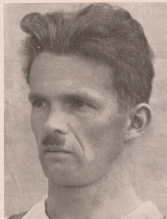
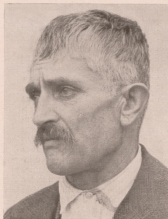
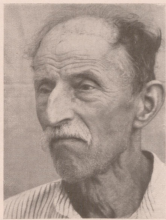
In Kärnten kamen die bairischen Bauern in den Bereich von Gelländen, die Siedelungen der Langobarden gewesen hatten, die ebenso wie hier in Steiermark und Krain anfangig gewesen waren. Um 630 werden sie für das kärntische Gailtal besetzt. Kräftige Förderer der Ansiedlung bairischer Bauern in diesem schönen Alpenlande mit seinen gesegneten Gelländen waren außer den Eppensteiner und den Bischöfen die Benediktinercarbonate von Millstatt, Ossiach und St. Paul. Die Kärnberger, schon von Karl dem Großen als Pfalz benutzt, war Ausgangspunkt der Bewegung, auf friedliche Weise, durch Beil und Pflug das Waldland der deutschen Kultur zu erschließen. Neben den Bauern wanderten viele Bekehrte ein. Nur im südlichsten Teile konnte sich das windische Volkstum behaupten, aber nur auf dem platten Lande, statt von deutschen bäuerlichen Siedelungen durchsetzt.

In Krain ließen sich bairische Kolonisten schon im 7. und 8. Jahrhundert um Laibach und Krainburg nieder, kaum ein Jahrhundert nach dem Abzug der Langobarden, die, wie ein aufgefundenes umfangreiches Grabfeld bei Krainburg gezeigt hat, hier den Acker bebaut hatten. Die Ungarnkriege brachten eine Stodung in dem Zustuß deutscher Bauern zuwege, aber nach ihrer Beendigung fing die Zuwanderung von ihnen wieder an, unter der Führung der Bischöfe von Freising und Brixen, die westlich von Bischofslad in Oberkrain siedelten, wo die Jarzer Sprachinsel entstand, deren letzte Reste im Tale der Selach um 1800 ihre Deutschstüm einbüßten. Siedelungen in Velde und Altguttenberg folgten. 1238 begründeten deutsche Bauern Feichting. Allein im Gebiet des freisinger Bischofs in Oberkrain haben nicht weniger als 52 Dörfer deutsche Ortsnamen. Um Kloster Sittich bildeten sich die deutschen Dörfer Landsdorf, Wiesen, Sagenbüchl, Steindorf und andere Sige deutschen Bauerntums. Laibach, Bischofslad, Neumarkt und Stein wurden deutsche Bürgerstädte. Bis zur Aulpa ging der Zug der Deutschen, viele deutsche Bauernhöfe wurden begründet, so u. a. Niederdorf, Deutschdorf, Rastitz, Reifnitz, Eichen und Wippach, alle längst slowenisiert. In Eichen gab es noch im 17. und 18. Jahrhundert unter den slowenisch gewordenen Einwohnern viele, die deutsche Namen trugen. Der Erbsorfer der Heimatgeschichte Krains, Schumi, schreibt:

„Die Ansiedelung des Landes Krain ist nicht auf einmal erfolgt. Eine Menge slowenischer Ortschaften mit deutschen Namen zeigen uns, daß diese im Lande zerstreuten Sprachinseln vom deutschen Volke zuerst bevölkert und benannt worden sind. Eine solche Sprachinsel ist die Pfarre Weissenfeld in Oberkrain, die bis 1883 ihre deutsche Sprache beibehalten hat, während die kleineren Ansiedelungen durch den Verkehr mit den benachbarten Slowenen slowenisiert wurden, viele Tausende Urkunden liegen noch unbekannt in den Archiven, und wenn dieselben veröffentlicht würden, würde sich über manche dunkle Stelle ein Licht verbreiten.“

Es lebte also im Mittelalter in Krain eine starke deutsche Bauerschaft, die, wenn auch durch die Gegenreformation, die viele protestantische Deutsche zur Auswanderung zwang, sehr gelichtet, doch sich bis in das 19. Jahrhundert hinein ihren Bestand in beachtlicher Menge bewahrte, um dann unter dem Drucke des im alten Österreich allmächtig gewordenen Slawentums abzubreitern und schließlich abzuheben. Denkmäler des bäuerlichen Deutschstums sind die heute slowenisierten Dörfer, wie die vielen „Deutschdorf“, „Deutschgeret“, dann Dörfer mit untrüglich deutschen Namen, wie „Gartmannsdorf“, „Grafensdorf“, „Grafenacker“ usw., alle jetzt slowenisiert. In den Städten und Marktflecken blieb trotz allen Wirkungen der dem deutschen Volkstum so schädlichen Gegenreformation die allgemeine Umgangssprache deutsch. Keß das Aufkommen des Slawentums, das sich durch Ausnutzung der Segnungen der deutschen Kultur aufspaltete, aus ihnen die Mittel zog, die seinen Aufschwung ermöglichte, unter Anlehnung an die deutsche Sprache sich künstlich eine Schriftsprache bilden konnte, der mit solchem Aufkommen verknüpfte slawische Terrorismus und Fanatismus ließ Krain das Slawenland werden als das es jetzt daheißt. Der Vorkämpfer des Deutschstums im Auslande, Fritz Karl Badenick, sagte ganz richtig: „Ein deutscher Volksfriedhof liegt zu Füßen des Triglav im Lande Krain. Aus dem deutschen ‚Velde‘, einer Gründung des Bischofs von Brixen, ist das slawische ‚Mled‘ geworden. Aus Kronau-Kengenfeld wird ein Mostrova. Seit dem Tage Otto I. hat in diesem Lande schon die Entfaltung deutschen Lebens begonnen und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts sich entwickelt. Deutsche Sprache, deutsche Stadt- und Marktrechte, deutsche Lieder, deutsche Zeitungen haben einst hier geblüht. 1865 noch wurde im Landtage ein slowenischer Antrag abgelehnt, in sämtlichen Volksschulen das Slawenische an die erste Stelle treten zu lassen, mit 18 gegen 13 Stimmen. Damals lag noch kein einziges slowenisches Lehrbuch vor.“

Nicht ganz so trostlos gestaltete sich im alten Österreich die Stellung des Deutschstums in Untersteiermark und in Südkärnten. Hier war besonders die 1595—1601 vollzogene Gegenreformation ihm sehr ungünstig, die den Deutschen, welche von ihrem protestantischen Bekenntnis nicht lassen wollten, befohlene Auswanderung trieb viele von ihnen aus dem Lande, namentlich aus den Städten. Es blieben jedoch viele sitzen, besonders viele Bauern, die ihre Höfe nicht aufgeben wollten. Diese bekamen nun ihren Dörfern windische Nachbarn, denen die Güter der Ausgewanderten gegeben worden waren. Sehr oft erhielten diese windischen Neubauern in den Dörfern das Übergewicht, was die Slawisierung der Deutschen beförderte, denen es nachteilig war, daß Geistliche windischer Nationalität in ihren Dörfern amtierten. Schlimm hat das jugoslawische Regiment unter den Deutschen ausgeräumt. Ein paar Beispiele dafür. 1910 hatte Marburg 22650 Deutsche, nach letzten jugoslawischen Volkszählung 6500 von 30136 Einwohnern. Tili hatte 1910 4625 Deutsche, nach dieser Volkszählung nur noch 848 bei 7754 Einwohnern.



Männer aus Südkärnten

Neben dem vorherrschenden Dinarischen Rassenanteil treten auch Nordische, Mittelländische und Ostlich-Ostbaltische Einklänge in Erscheinung

Die slowenische gegen das Deutschtum gerichtete Propaganda versuchte sich damit zu rechtfertigen, daß sie die Deutschen für Eindringlinge in ein altslawisches Land erkläre. Aber die Slowenen faßen kaum ein paar Jahrhunderte in dem Lande, als die bairische Kolonisation begann. Und vor ihnen faßen Germanen dort, Goten und Langobarden. Das Gebiet stand unter der Botmäßigkeit des großen Theodorich, war seinem Volke eine Heimstätte. Heute noch deuten Ortsnamen, wie „Gorbendorf“ in Krain darauf hin.

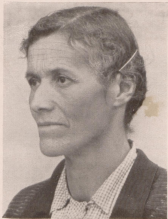
Von der Bitterkeit des Kampfes zwischen Deutschen und Slowenen, von den Prüfungen, die vor dem Weltkriege in dem Ringen um die Erhaltung und um die Abwehr gegen das im alten Österreich verhaselte Slawentum die Deutschen zu erdulden hatten, ist der Reichtum an Kampfgeschäften, die hier entstanden, bezeichnend. Einige Beispiele. Der Grazer Erich Fels dichtete:

„In Feindesdrang, in Sturm und Noth,
Vom räufervollen Feind bedroht,

Ist eins uns unversehrt geblieben:
Zum deutschen Volk ein treues Lieben;
Das macht uns keiner jemals todt.“

Und weiter sagt er:

„Wir haben uns ein Haus gebaut
Hier in der Ostmark fetten Breiten;
Seit tausend Jahren hat's geschaut
Viel gute, viel auch böse Zeiten,
Das stolze Haus der Ostmarkdeutschen.
Doch schlimmer Loos erfuhr's noch nicht
Als jetzt in diesen Elendstagen;
Es will manch räufervoller Widt
Verderben und in Trümmern schlagen
Das alte Heim der Ostmarkdeutschen.
Doch zu vollbringen, was Ihr plant,
Doch soll Euch gar so leicht nicht werden;
Wir sind viel stärker, als Ihr ahnt;
Wir sind vom stärksten Volk auf Erden;
Wir wehren uns mit ganzer Kraft;



Frauen aus Südkärnten

Für die Frauen von Südkärnten ergibt sich dasselbe Rassengemisch wie für die Männer. Nur ist bei ihnen gelegentlich der Mittelländische und der Ostlich-Ostbaltische Rassenanteil etwas deutlicher ausgeprägt.

Und Gott, der Blut und Eisen schafft,
Er läßt uns sicher nicht verderben."

Der Leobener Hagen verkündete vor 54 Jahren:

"Nicht deutsch zu sein gilt es nun allein,
Nicht daß wir selber deutsch sind, ist genug,
Wir müssen recht mit deutschem Adlersflug
Aufstrebend unser eigen Volk befrei'n."

Nicht uns, auch unsere Kinder gilt's zu frei'n
Vor übermächt'ger Feinde List und Lug,
Entschlossen fest und überlegend Flug
In Thaten müssen wir dem Volk uns weih'n."

Nicht daß wir, die wir deutsch sind, es auch bleiben,
Vielmehr, daß unser's Volkes gute Art
Sei recht in alter Reinheit fortbewahrt;
Dies müssen wir in Wort und That betreiben;
Es gilt ein Herz für unser Volk zu fassen
Und deutsch zu fühlen, so im Thun und Lassen."

Das sind Töne, die uns heute wieder viel sagen und
uns zu Herzen gehen.

So ist es sonnenklar, daß die Slowenen in beträchtlichem
Maße deutsches Blut in sich bergen. Zweifellos würde eine
Nachforschung nach der Herkunft der Windischen unerwar-
tete Ergebnisse haben. Groß ist die Zahl der deutschen
Familiennamen unter den Windischen. Eine ganze Reihe
der führenden Kräfte unter ihnen, der politischen wie der
geistigen, trägt deutsche Namen oder solche, die künstlich ein
windisches Aussehen bekommen, durch Anpassung an die
slowenische Schreibweise und Sprachweise. Derartige Na-
men sind auch unter dem Volke sehr verbreitet, ein Beweis
für die deutsche Abstammung ihrer Träger. Dem „Deutschen
Archiv für Landes- und Volksforschung“ April 1941¹⁾ ver-
danke ich Angaben darüber, daß die Namensslowenisierung
seit dem 16. und 17. Jahrhundert einsetzt. Johannes Kopfl
stellte bezüglich der ehemaligen Jarzer Sprachinsel in

¹⁾ Dem Aufsatz von Herbert Otterbladt.

Oberfrain fest, daß die dortigen Deutschen zwar völlig slowenisiert seien, aber daß sich ihre Abstammung sich noch immer in ihrem deutschen Typus widerspiegeln. Eine Fülle mehr oder weniger verstümmelter deutscher Namen begegnet uns in Brain. Aus Saumann ist Soman geworden, aus Langauer Logonder, aus Tschner Legnow, aus Heintlicher Heintner, aus Weniger Weniger, aus Vintischer Vintgar, aus Zeibner Zebnar, aus Binder Dinter, aus Gasser Goser, aus Pfeiffer Fayfer, aus Presl Prezely, aus Kaiser Keizer, aus Weisel Weizly, usw. Wir treffen in Oberfrain, das nun größtenteils dem Reiche wieder zugefallen ist, Slowenen, die rein deutsche Namen haben, so Hartmann, Böhner, Oßermann, Papler, Perner, Schindler, Kunsel, Schiffer, Rosenkranz, Wulffing, Reischner, Triller, Sarger, Rant, Ruralt, Sidel, Reigel, Grager, Joff, Gaffner usw. Kofler teilt in seinem Buche „Großdeutschland und Jugoslawien“ mit, daß an der Laibacher slowenischen Universität die Professoren Nachigall, Weber, Oswald, Sturm, Pipenbacher, Benk, Ebelich, Kuchmann, Förster, Rette und Eller wirken, lauter wässrige Slowenen. Ebenso betonen ihr Slowenentum die slowenischen Schriftsteller Albrecht, Rette-

Bleiwies, Ziegler, Feigel, Frauensfeld, Glaser, Kermauner, Kach, Linhart, Kuchmann, Wern, Menzinger, Neumann, Rohrmann, Schönleben, Schreiner, Seidl, Weber, Wüthaler usw.

In Unterfrank und in Kärnten ähnliche groteske traurige Bilder. In Kärnten kämpfen als Feinde des deutschen Volkstums der Domprobst Einspieler, sein Bruder Andreas Einspieler, der Pfarrer Heerfer, ferner Lambert Franz Grafenauer, Dr. Müller und Dr. Tisdler. Noch heute hat in Brain die Hälfte oder fast die Hälfte der slowenischen Ärzte, der Lehrer, der Geistlichen, der Advokaten, der Geschäftsleute entweder reine deutsche oder slowisierte verstümmelte deutsche Familiennamen. Deutsche Aufgabe müßte es sein, daß alle die Menschen, die sich trotz ihres deutschen Familiennamens und bei denen die Abstammung sich an ihrem künftlich slowenisierten Familiennamen verrät, Slowenen nennen sich ihres Ursprungs bewußt werden. Die zurückeroberten Gauen werden dann erst ein sicherer Besitz sein, wenn deutsche Gesinnung in ihnen vorherrscht.

Anschr. des Verf.: Hamburg-Harburg, Stadterstr. 126.

Walter Groß*):

Ausreichender Wohnraum

Der Erlass zur Vorbereitung des Deutschen Wohnungsbaues nach dem Kriege vom 15. 11. 1940 bedeutet eine Umwälzung auf dem Gebiete der Wohnungspolitik. Satten sich bisher Kapitalgesellschaften, gemeinnützige Unternehmen und Private mit dem Wohnungsbau befaßt und die Wohnungsfrage nicht zu lösen vermocht, so ist der Wohnungsbau nunmehr als soziale Aufgabe dem Reich gestellt worden. Zweck dieses sozialen Wohnungsbaues ist, wie die Präambel des Erlasses klar zum Ausdruck bringt, die Schaffung einer der Voraussetzungen, die zur Erhebung der Geburtenzahl notwendig sind. Der soziale Wohnungsbau ist somit nicht Selbstzweck, er dient auch nicht in erster Linie der Bequemlichkeit der einzelnen Familien, sondern er hat die Aufgabe, genügend Raum für das Gesamtwachstum von Kindern zu schaffen, die das Deutsche Volk wieder zu einem Volk der Jugend machen sollen und die notwendig sind, um die gesteigerten Arbeitsleistungen der nächsten Jahrzehnte: die Ordnung- und Kulturaufgaben des Großdeutschen Reichs erfüllen zu können.

Die Tatsache, daß bisher Geschloßwohnungstypen meistens in Reihenhausform entwickelt worden sind, soll nicht zu der Annahme verleiten, daß sich der gesamte soziale Wohnungsbau in diesem Rahmen abwickeln soll. Es braucht keiner Sorge vor der Einheitswohnung zu haben. Diese wird es in Deutschland niemals geben, da Lebensart und Wohnungskultur fast bei jedem Volksgenossen anders sind und verschieden bleiben werden. Das Normieren der Baumaterialien verbilligt den Wohnungsbau und senkt die Mieten, bedingt jedoch nicht die Schaffung eines einzigen Wohnungstyps.

Die Frage, wer in neuen, nach den Richtlinien des Erlasses gebauten Wohnungen kommt, wird nicht nach einem Schema beantwortet werden, denn die Ansprüche seitens der Mieter sind sehr verschieden.

Der Punkt III Absatz (3) des Erlasses besagt, daß die Einweisung der Mieter durch die Gemeinden erfolgt, und zwar mit Zustimmung der Partei nach Grundfragen, über die besondere Richtlinien erlassen werden. Es besteht die berechtigte Hoffnung, daß diese Grundfragen auf rassischen

Erkenntnissen fußen werden und daß durch die Einschaltung der Partei eine saubere Auswahl der Mieter gewährleistet werden wird (vgl. dazu: „Volk und Rasse“ Heft 11, 1940). Afzoziale, Lebensuntüchtige, Volksgenossen, an deren Rinder Deutschland kein Interesse hat, werden also innerhalb des sozialen Wohnungsbaues keine Berücksichtigung finden.

Genau so aber, wie innerhalb der Wohnungsvergebung die Ausschaltung Unerwünschter vorgenommen werden wird, muß an die Bevorzugung besonders schöpferischer Volksgenossen gedacht werden, die größere Wohnungen und vor allem Eigenheime brauchen, wie dies auch Dr. Hans Wagner („Der soziale Wohnungsbau in Deutschland“, 1. 3. 1941, Heft 5) klar zum Ausdruck bringt. Er sagt: „Es werden aber nicht etwa nur Typen auf der Grundlage der Mindestgröße des Führerhauses entwickelt werden. Da... zum sozialen Wohnungsbau alles gehört, was in Serien für durchschnittliche Bedürfnisse der breiten Masse erzeugt wird, wird es auch unsere Aufgabe sein, Typen für größere Wohnungen und gehobene Wohnansprüche zu entwickeln. Diese größeren Typen werden sich im wesentlichen durch das Vorhandensein einer größeren Anzahl von Wohnräumen unterscheiden.“

Nun haben wir im deutschen Volk noch soviel „geistige Arbeiter“, daß sie noch keinen Stellenmangel besorgen und zur „breiten Masse“ zu rechnen sind, deren zahlenmäßig Kleiner, jedoch wesentlichen Bestandteil sie darstellen. Daß es sich bei diesen „geistigen Arbeitern“ aber nicht um den Bau von Luxusvillen handeln kann, sondern nur um die Befriedigung berechtigter erhöhter Ansprüche auf Grund einer erhöhten Lebensleistung, liegt auf der Hand.

Der Begriff des geistigen Arbeiters darf nicht mißverstanden werden. Mit dem geistigen Arbeiter meine ich weder die Schicht unseres Volkes, die man früher als intellektuell bezeichnet hat, noch will ich behaupten, daß 3. B. alle Dozenten zu ihr gerechnet werden müßten. Es handelt sich vielmehr um jene vorwiegend geistig und schöpferisch schaffenden Volksgenossen, für die unentbehrbar die Notwendigkeit besteht, über eine „Werkstätte“ in einer

*) Mitarbeiter beim Kassienpolitischen Amt.

genügend weiträumigen Wohnung zu verfügen, in der man ausbreiten und sich sammeln und in der man ungehört arbeiten kann.

Es wies heute kaum einen ernstzunehmenden Volksgenossen geben, der die Berechtigung verschiedener Ansprüche leugnete. Der Begriff Volksgemeinschaft darf in seiner biologischen Wertung nicht mit Gleichheit verwechselt werden. Derartige Wege würden zu marxistischer Denkungsart führen, der die positiven nationalsozialistischen rassenpolitischen Erkenntnisse gegenüberstehen, die bekanntlich eine ausdrückliche Verschiedenheit lehren.

Jeder Volksgenosse soll und will wohnen. Die Wohnung soll dem jungen Ehepaar unter anderem die Möglichkeit geben, Kinder aufzuziehen, sie soll eine wachsende Familie nicht beengen und im Wachstum hindern oder die Arbeitsleistung des Mannes und anderer Familienmitglieder beeinträchtigen.

Anspruch auf eine Wohnung hat jeder schaffende Volksgenosse. In Zeiten der Wohnungsnot werden diese Ansprüche abgestuft werden müssen nach dem Grade der Dringlichkeit. Diese Stufung wird unter den biologischen Gesichtspunkten und unter Gesichtspunkten der Arbeitsleistung getroffen müssen, das unter diesen Gesichtspunkten Dringliche hat den Vorrang.

Der Krieger zur Vorbereitung des deutschen Wohnungsbaues schafft im allgemeinen bereits die Vorbedingungen, nach denen die Wohnungsansprüche des breiten Durchschnittes befriedigt werden können. Freilich werden sich aus biologischen Gründen die Verhältnisse der 3-Raumwohnung zur 4-Raumwohnung zur 5-Raumwohnung von 10 : 80 : 10, wie sie vorläufig festgelegt sind, allmählich zu Gunsten der 5-Raumwohnung noch ändern müssen.

Wie wollen uns an dieser Stelle mit den Wohnungsansprüchen der Familien geborener Lebensleistung befassen, die zwar noch nicht zur „Spitze“ gehören, aber immerhin durch besondere Leistungen innerhalb ihrer Sippe und Familie aus dem Durchschnitt der breiten Masse hinaustragen.

Fähigkeit zur Leistung, einschließliche der Leistungen geistiger Art, und Charakter sind erbbedingt. Jeder bringt andere Voraussetzungen mit in dieses Leben; daher ist auch die Lebensleistung des einen anders, als die des anderen. Unterschiedliche Lebensleistung bedingt unterschiedliche Ansprüche. Würde man den Ablauf des Lebens bis ins Äußerste uniformieren, jeder würde eine Möglichkeit suchen und finden, sich dieses oder jenes im Ablauf seines Lebens nach seinem Geschmack und Anspruch zu gestalten. Dem einen paßt eine kleine 3-Raumwohnung, dem anderen nicht. Lebensleistung und soziale Siebung stehen im engen Zusammenhang. Die Fähigkeit zu dieser höheren Leistung bringt der Mann mit und damit auch die Vorbedingung zu höheren Ansprüchen; also auch zu besonderen Wohnungsansprüchen, die er nicht nur stellt, sondern deren Erfüllung er auch braucht, um auf die Dauer seine Lebensleistung aufrecht erhalten zu können. Für diese Volksgenossen mit geborener Leistung, wie wir sie nunmehr bezeichnen wollen sind geräumige Wohnungen eine Lebensnotwendigkeit. Die verhältnismäßig höheren Kosten können durch ein höheres Einkommen gedeckt werden. Zum Leben und zur Aufzucht von Kindern ist Platz nötig, vor allem dann, wenn ein Elternpaar etwas besonderes leisten soll und eine Schar tüchtiger Kinder um sich haben will.

Volksgenossen geborener Leistung haben einen Anspruch auf größere Wohnungen und sind zu diesem Anspruch verpflichtet. Für einen geistig schaffenden Menschen gibt es keinen Achttunbentag. Nach seiner täglichen Berufsarbeit ist er geistiger Seimarbeiter, er gehört am Feierabend oft nicht sich selbst. Er trägt seine Aufgaben

mit sich herum und braucht die Möglichkeit zur Sammlung und zur Ruhe auch dort, wo er wohnt, in seinem Heim. Er muß sich auf Stunden von seiner Familie zurückziehen können, es darf keine Schweigepflicht in der Wohnung nötig werden, wenn der Vater noch arbeiten muß, einen Gedanken niederlegen muß, der sonst vielleicht nicht wiederkehrt. Der geistig schaffende Mensch kann seine Aufgabe nicht um 6 Uhr abends bis zum nächsten Morgen in die Schreibtischlade legen, es gehört zu seiner Lebensart, daß er dann arbeiten muß, wenn es ihn innerlich dazu drängt, auch wenn andere schon längst ihr Werkzeug hingelegt haben. Weniger als alle anderen Volksgenossen darf er unter zu kleinen Wohnräumen und zu kleinen Wohnungen leiden. Denn gerade er darf in seiner Arbeitsleistung nicht beeinträchtigt werden und gerade er darf nicht im Hinblick auf Raummangel zur Kinderarmut oder sogar zur Kinderlosigkeit verurteilt werden. Er braucht Platz und Raum und Freizeite um sich (Garten), sonst bezahlt Deutschland die unentzählige Enge im Wohnraum mit dem Mangel an fähigem Nachwuchs.

In Städten, die in den letzten Jahren eine sprunghafte Erweiterung erfahren und die seit jeder Eigenheime kaum gekannt haben, tritt dieses Problem heute besonders stark zu Tage. Denn was heute an Wohnraum geschaffen wird, kann nicht mit dem Wort geräumig bezeichnet werden und bietet auch für den Durchschnitt des deutschen Volkes kaum Platz für Kinder. Wie schlimm sieht es aber dort mit dem Nachwuchs hervorragender Familien aus, vor allem dann, wenn sie zuziehen mußten, und in ungenügendem Wohnraum leben sollen! Woher dann in einigen Jahrzehnten die führenden Persönlichkeiten kommen sollen, scheint man heute noch nicht zu fragen.

Die Volksgenossen, die eine geborene Lebensleistung erreicht haben, tragen Vorübendes Blut in sich, gleichgültig, ob dies erscheinungsbildlich erkennbar ist oder nicht. Menschen Vorübendes Alter greifen mit ihrer Seele in den Raum, sie haben Weltriche und Erbsitze erobert. Sie haben immer Raum gehabt und Raum gebraucht um sich und je enger es in Deutschland wurde, desto weniger Platz war für sie da. Wieviel Hochleistungsfamilien sind ausgelagert, sind ausgebrochen worden! Werden heute noch große Männer als 14. oder 16. Kinder geboren? Man müßte fast im wahren Sinne des Wortes sagen: es ist kein Platz da für sie. Die Nachwuchsstärke der Begabten ist ja so furchtbar zurückgegangen (vgl. Hartnack: „15 Millionen Begabtenausfall“), daß gereizt werden muß, was noch gereizt werden kann und daß jeder Tag und jede Woche, die man hier noch verstreichen läßt, uneinbringlichen und unverantwortbaren Verlust für Deutschland bedeutet. Führernaturen und Persönlichkeiten auf allen Gebieten des völkischen Lebens aber brauchen wir für die großen kommenden Aufgaben mehr denn je. Wir können uns heute auf Grund unserer militärischen und politischen Macht Arbeitskräfte mit bescheidener Leistung aus dem Ausland beschaffen, und auch dies darf nur vorübergehend und ohne Gefahr einer Vermischung erfolgen, aber zur Führung geeignete Persönlichkeiten können und müssen für Deutschland nun einmal von deutschen Eltern geboren werden. Es mangelt uns daher vor allem an Kindern aus den Hochleistungsfamilien. Den jungen Familien von ihnen muß jede Möglichkeit zum Kinderreichtum geschaffen werden, unter vielen anderem auch die ihnen entsprechenden Wohnungen.

So liegt das Problem und nicht anders.

Wieviele von ihnen wohnen heute in kleinen Wohnungen und können sich nicht entfalten! Wieviele von ihnen haben überhaupt keine Wohnung und vegetieren bei Eltern und Verwandten, und wie wenige sind es, verglichen mit der großen Masse derer, die Wohnungen

brauchen. Der soziale Wohnungsbau in seiner jetzigen Form reicht vorderhand für den breiten Durchschnitt aus — aber wer soll Deutschland in 50, 100 und 200 Jahren führen? Die nationalsozialistische Rassenlehre zeigt, daß, wenn sich das minder tüchtige Erbgut dauernd stärker vermehrt, die Arbeits- und Lebensleistung des Volkes sinkt und der Mangel an Führerpersönlichkeiten zum Verfall führen muß. Und ungeschulte bodenwertige Anlageträger sind bereits durch den teils selbst verschuldeten und teils erzwungenen Geburtenrückgang gerade in den befähigten Familien verlorengegangen, ohne ihre Anlage in geeigneter Weise weiterzugeben zu haben; diese Anlagen sind für Deutschland in alle Ewigkeit verloren. Die restlichen von ihnen zu erhalten, ist die größte Aufgabe, wenn nicht all unsere Arbeit gänzlich zwecklos gewesen sein soll. Wohin ein Volk kommt, das seine Begabten ausrottet, sehen wir an Sowjetrußland. Auch die ungenügende Fortpflanzung der über den Durchschnitt Begabten ist eine allmähliche Ausrottung.

Der Führer spricht von einem ewigen Deutschland. Dabei ist auch alles zu tun, um dieses ewige Deutschland möglich zu machen; dabei ist nach dem jetzigen Krieg noch eine zweite Schlacht zu schlagen, die genau so um Sein

oder Nichtsein wie die jetzige geht. Es ist dies der Kampf um Kinder überhaupt und der Kampf darum, daß aus Familien gehobener Lebensleistung zum mindesten nicht weniger Kinder kommen als aus den übrigen.

Die Verarmung unseres Erbgutes ist das schlimmste Schicksal, das uns droht und das uns treffen kann bis zum enghärtigen Auslöschen deutscher Kultur. Aber wir wollen es nicht haben, daß in 2000 Jahren Fremde auf unserem deutschen Boden die Trümmer unserer Bauwerke besehen, wie wir heute die verfallenen Tempel Griechenlands bewundern. Nicht allein die Menge bestimmt unsere Zukunft, sondern vor allem der Wert unseres Blutes. Die Leistungen des Geistes und die Stärke des Charakters sind wesentliche Eigenschaften von Führernaturen, die jeder Gefolgschaft vorangehen müssen und ohne die es keine Gefolgschaft gibt. Sie sind nicht auf Bestellung zu haben; sie wachsen nur aus vorhandenem Erbgut. Sie zu erhalten eine der größten Aufgaben unserer Tage ist. Die schicksalhaften Kämpfe um die Neugestaltung Europas tragen heute bereits militärischen und biologischen Charakter.

Ansch. d. Verf.: Lenz, Planetastr. 48.

Kurt Karl Eberlein:

Rassenkampf und Rassenpolitik

Der Rassebegriff ist uralte und spiegelt sich sichtbar in den verschiedenen Rassenjüden der Kunst, die schon früh in Seitenansicht das Erscheinungsbild der Rassen umriß. Aus diesem Wort „reissen“, das in der deutschen Zeichnung wie im Grundriß und Aufriss der Baukunst fortlebt, ist im germanischen Oberitalien des 14. Jahrhunderts das Wort „reissa“ entstanden, das als „razza“ fortlebt und in Deutschland „Rasse“, in Frankreich und England „race“ heißt. Wie die Rassenidee im Rassenkampf immer wieder zur Waffe wurde und als Rassenpolitik auslebte, das soll im Hinblick auf England und auf seinen Rassenkampf mit Deutschland hier kurz erklärt werden.

Wenn ich „Rassenpolitik“ sage, so meine ich nicht die Rassenpflege in Reich und Volk als Innenpolitik, sondern den Rassenabwehrkampf gegen die Feinde des Reiches, des Volkes, der Rassenidee als Außenpolitik. Ich meine auch nicht die aufblühende Rassenwissenschaft, die seit langem in Deutschland, Frankreich, England die friedlichen Ziele der Erkenntnis suchte. Es war aber bezeichnend und geradezu tragisch, daß die englische Rassenwissenschaft von Anfang an mit dem jüdischen Machtkampf in Verbindung kam, und daß man in England den ersten Rassenforscher nicht in Gibbon, sondern in dem jüdischen Staatsführer D'Israeli sehen wollte, der allerdings als echter Jude das Rassenproblem scharf erkannte und auch offen bekannte: „Die Rasse ist alles, eine andere Wahrheit gibt es nicht.“ Der zum Lord Beaconsfield geadelte Jude hatte recht gesehen, wenn er auch seine eigene Rasse meinte. Die jüdische Bewegung in England, die bei uns in letzter Zeit durch die „Forschungen zur Judenfrage“ des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands eine so erfolgreiche Erforschung fand, hat die Rassenwissenschaft einerseits bekämpft und andererseits fertiggebracht, den Engländern einzureden, sie seien aus nichts anderes als Juden, trotzdem die englischen Fachleute deutlich widersprachen. Welche Mühe hat sich bei uns etwa der Jude Oppenheim gegeben, um in seiner Soziologie die Nordische Rasse herabzusetzen, sie als Mischmaße aus der Östlichen Unterdrückung

zu erklären und umzudeuten, trotzdem er selbst ihre Weltleistungen und ihren geschichtlichen Weltwert zugeben mußte. Schon Dahmann, schon Koscher hatten ihre Gegenbeweise, wenn sie auch die Hintergründe der jüdischen Soziologie und Rassenlehre noch nicht erkannt hatten. Kurzum, die Wissenschaft wurde zur Waffe im Rassenkampf Judas gegen den Todfeind Deutschland, von dem die neuen Ideen kamen. Die englische Außenpolitik und Propaganda benutzte dann auch planmäßig die Rassenwissenschaft gegen das Reich im Weltkriege und führte den Rassenkampf mit den Scheinwaffen der Wissenschaft. Es ist das Verdienst des Rassenforschers Fritz Kern, auf die unvergeßliche Tatsache hingewiesen zu haben, daß sich der angesehenste Rassenforscher Englands, Sir Arthur Keith, als echter Engländer dazu bereit fand, damals öffentlich gegen besseres Wissen den Kampf gegen Deutschland als einen Kampf der Nordischen und der Östlichen Rasse zu erklären, dabei aber die jüdische Rassengruppe zu vergessen. Am 4. Dezember 1915 stellte er im „Graphic“ mit dem Titel „Der Krieg von einem neuen Blickwinkel aus. Sind wir Vettern des Deutschen?“ eine schlechte Zeichnung mit dem Kopf Hindenburg als „den deutschen Schädeltypus“ dem fotografierten Kopf eines englischen Lord als „dem britischen Schädeltypus“ gegenüber — fast ebenso verfaßelt, wie vor dem Weltkrieg im französischen Schulbuch rasch, „Der junge Deutsche“, als ein Östlicher Idiot dem russischen Idealbild „des jungen Franzosen“ Jacques gegenübergestellt war, um den politischen Haß in der Jugend als Rassenhaß zu züchten. Der Anthropologe Keith, der sehr wohl wußte, daß der deutsche Generalfeldmarschall den Nordisch-Sklavischen Rassenstypen verkörperte, gab sich also für diese Begriffsfälschung der mit der Unterdrückung: „Entgegengelegte Typen der Menschlichkeit, die für entgegengesetzte Ideale kämpfen.“ Er erklärte nicht als Rassenfachmann, aber als Engländer den Weltkrieg als „ein Ringen um Leben und Tod zwischen zwei entgegengesetzten Rassetypen“ — des Nordischen und des Östlichen, statt des Nordisch-Östlichen und des Vorderasiatisch-Jüdischen

— und hütete sich sehr wohl, den Butzschädel des englischen Seeräubers Lord Bitchener zu zeigen oder gar das Rassen-gemisch der führenden Londoner Juristen, das aus Kern im Bild zu sammengestellt hat (Stammbaum und Urbild der Deutschen und ihre Verwandten, 1927). Mit dieser Verlegenheit „Entente-Antropologie“ mußte die englische Wissenschaft ebenso arbeiten wie die politische Genkartikatur der Entente, welche den deutschen Soldaten nur als blutrünstigen Gorilla mit Karikaturhaften Phyllophen Formen zeichnete.

Wie diese verächtliche Rassenpolitik Englands in seiner Rassenwissenschaft weitergeführt wurde, das wissen wir durch Berns Forschungen auch. Der Rassenkampf ging literarisch weiter. Der Engländer Dixon unterstellte in seiner „Racial History of Man. 1923“, der dominierende Preusse sei viel weniger Vorbild als andere Deutsche, und deshalb sei die armerikanische Rassenuntersuchung in Deutschland unterdrückt worden. Da hatte aber schon

Friedrich der Große bessere Kenntnisse, als er von seinem preussischen Adel schrieb: „Ihre Söhne sind es, die das Land defendieren, davon die Rasse so gut ist, daß sie auf alle Weise meritirt, konserviert zu werden.“ Aber was half alle anglomanische Rassenpolitik gegen die neue Rassenlehre Deutschlands, die ebenso aus den Kampfbüchern des Nationalsozialismus wie aus den Lehrbüchern der Rassenforschung und Rassenhygiene auflebte und weiterwirkte! Die neuen Ideen kamen wieder „aus den Wäldern Germaniens“, aus denen, wie schon Montesquieu schrieb, einst „die englische Freiheit“ gekommen war. Neben die neue Rassenwissenschaft trat im Dritten Reich die neue Geschichtswissenschaft, der wir die neue Judenforschung und die neue Englandforschung verdanken; aus ihr geht hervor, daß die erste Regel einer fruchtbaren Rassenpolitik ist, niemals ein germanisches Volk durch Rassenverfall jüdenbüdig werden zu lassen.

Ansch. d. Verf.: Berlin-Salenfee, Joachim-Friedrich-Str. 1.

Herbert Kirrinnis:

Die Bevölkerungsstruktur des Nehrungsdorfes Schwarzort

Die Kurische Nehrung ist als einzig bestehende landschaftliche Besonderheit das klassische Arbeitsfeld der osteuropäischen Geologen, Geographen und Biologen. Dieses „Wunder zwischen Gaff und Meer“, „Europas Sandwüste“, und wie die Beinamen alle heißen mögen, hat besonders durch Hans Gess von Wichdorff¹⁾ und durch Friedrich Mager²⁾ hervorragende und grundlegende Bearbeitungen erfahren.

In den folgenden Zeilen sei nur auf eine nicht zufällige, aber dennoch eigenartige und bevölkerungswissenschaftlich interessante Erscheinung hingewiesen. Das Dorf Schwarzort zählt im Sommer 1941 nach dem Einwohnermeldebuch rd. 330 Einwohner. Diese Zahl erhöht sich durch die Badesaison (mit Ausnahme der hauptsächlich aus Ostpreußen und Berlin kommenden 4—5000 Kur- und Bade Gäste) ein wenig. Da es sich hierbei nicht um Ortsansässige handelt, soll ihre Zahl unberücksichtigt bleiben. Von den 330 Schwarzorter Einwohnern entfallen nun nicht weniger als 200 auf nur 9 Sippen. Im Sommer 1941 hießen

Pietisch	50 Einwohner
Pelektis	39 „
Schillbach	27 „
Nefas	22 „
Wastik	18 „
Laugening	13 „
Safuth	11 „
Engelin	10 „
Kairies	10 „
200 Einwohner	

gewiesen —, bringen es mit sich, daß die meisten Einwohner gebürtige Schwarzorter sind.

Die Tatsache der Schabhaftigkeit dieser 9 Fischer Sippen bezieht sich in besonderem Maße auf die genannten 200 Einwohner. Es waren von den 9 Großfamilien gebürtig aus:

Geburtsorte	Pietisch	Pelektis	Schillbach	Nefas	Wastik	Laugening	Safuth	Engelin	Kairies	Summe
Schwarzort	43	37	23	15	14	12	8	9	8	169
Memel	—	—	—	6	2	1	—	—	—	9
Perwelf A. W. . .	—	2	—	—	1	—	—	—	—	5
Von Gaff u. See . .	2	—	1	1	1	—	2	1	1	9
Umgeb. Memel-Ld. .	2	—	3	—	—	—	—	—	1	6
Reich	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Ausland	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1
	50	39	27	22	18	13	11	10	10	200

Es zeigt sich also, daß von diesen Sippen allein 169 = 84,5 v. H. aus Schwarzort gebürtig sind. Demgegenüber fallen Memel und Umgebung, die weitere Kurische Nehrung, ebenso die anderen erwähnten Gebiete fast gar nicht ins Gewicht. Es handelt sich also in diesem Falle um eine stark ortsgeliebte Einwohnererschaft. Unter den Orten an See und Gaff sind genauer Karkelbeck nördlich Memel, Bommelsvitte und Mellneraggen, also Vororte von Memel-Stadt und das Dorf Tawne in der Memel-niederung zu verstehen. In der Sparte: Reich handelt es sich um Elbschenbagen bei Kiel und in der Rubrik: Ausland um eine Auslandsdeutsche aus Schaulen in Litauen. Diese außerhalb von Schwarzort geborenen 31 Personen sind mit 3 Ausnahmen weiblichen Geschlechts, fast durchweg Frauen, die nach Schwarzort geheiratet haben.

Eine besondere Erscheinung ist in Schwarzort also das Auftreten des Namens Pietisch. Er wird schon im Jahre 1770 von 3 Fischerwirten geführt. Auch die anderen Schwarzorter Großfamilien Schillbach, Wastik und Laugening sind schon mehrere Generationen hindurch in diesem Ort ansässig. Dazu gehören auch die Safuth und Pelektis, die vor vielen Jahrzehnten aus Widen kamen und dort

¹⁾ Gess v. Wichdorff, G.: Geologie der Kurischen Nehrung. Abb. Dr. Geol. Landesanst. 17. S. 5. 77 Berlin 1919.

²⁾ Mager, Friedrich: Die Landschaftsentwicklung der Kurischen Nehrung. Verlag Straß & Unzer, Königsberg 1938.

auch heute noch zahlenmäßig stark vertreten sind. Die Familien Kefas und Baires sind aus dem 1797 verfallenen Karweiten zugewandert und rechnen heute natürlich zu den altingesessenen Schwarzortler Sippen. Die Sippe Pietisch gliedert sich in 10 Haushaltungen. Zu ihrer Unterscheidung gebraucht man heute die übliche Nummerierung, also z. B. Hans Pietisch II oder Martin Pietisch IV. Nebenbei sind aber bei den Einheimischen Spinnamen üblich. Mit dieser Sippe Pietisch war anfänglich nur eine aus Niddan zugewanderte Familie Pietisch nicht verwandt. Sie legte aber bald die Endsilbe ihres Namens ab, hieß nun gleichfalls Pietisch und ist später wahrscheinlich ebenso zu dieser Großfamilie in verwandtschaftliche Beziehungen getreten. Im Sommer 1941 zeigt die Sippe Pietisch nach dem Alter folgende Zusammensetzung (in Klammern die Zahl der Frauen). Es waren geboren in den Dekaden:

1860/69	2 (1)
70/79	3 (2)
80/89	9 (2)
90/99	7 (2)
1900/09	5 (5)
10/19	7 (4)
20/29	7 (4)
30/39	8 (5)
40/41	2 (0)
	50 (25)

Vor einigen Jahren trat der Name Pietisch sogar 72 mal in Schwarzort auf.

Interessant ist nun ein Vergleich dieser den 9 Sippen zugehörigen 200 mit den restlichen 130 Einwohnern. Während erstere fast vollständig aus Schwarzort gebürtig sind, stammen von den letzteren nur 51 aus diesem Nebungsdorf; 15 haben Memel, weitere 9 andere ostpreussische Städte als Geburtsort (Fischhausen 3, Königsberg 3, Lyck 2, Tilsit 1). Der Rest verteilt sich wiederum auf die nächstgelegenen Orte an Haff und See und auf Dörfer des Kreises Memel und Elchniederung. Wenn also bei dieser Gruppe der Hundertsatz der Schwarzortgebürtigen erheblich geringer ist, so kann man doch feststellen, daß sie aus der näheren Umgebung stammen. Von 330 sind also 220 Einwohner, also zwei Drittel in Schwarzort geboren, wobei die genannten Sippen, allen voran diejenige mit dem Namen Pietisch, den Hauptanteil haben.

Die Zusammensetzung der Einwohnerschaft nach dem Alter zeigt die folgende Übersicht. Es waren geboren:

1851/59	9 (6)
60/69	18 (5)
70/79	33 (19)
80/89	48 (26)
90/99	38 (19)
1900/09	36 (20)
10/19	38 (18)
20/29	51 (30)
30/39	46 (23)
40/41	13 (6)
	330 (172)

Es ist also der starke Anteil der älteren Bevölkerung auffällig, während die Ausfälle der Weltkriegsjahrgänge — von 1915—18 waren nur 6 (5) Geburten zu verzeichnen — ja eine bekannte Erscheinung sind.

Die 330 Einwohner verteilen sich auf 103 Haushaltungen:

Fischerwirte	40
Altstäger	10
Rentner	29
Gewerbetreibende	10
Beamte	9
Handwerker	5

103 Haushaltungen

Die geringe durchschnittliche Kopfzahl der Haushaltungen von 3,2 ergibt sich aus der verhältnismäßig hohen Zahl der Rentner, wobei es sich um größten Teil um Personen handelt, die im Wirtschaftsleben der Gemeinde nur eine untergeordnete Rolle spielen. Das gilt gleichfalls von den wenigen Beamten (u. a. Oberförster, Pfarrer, Lehrer) und den Handwerkern (Schneider, Schuhmacher, Maurer, Tischler, Maler, Bäcker nur in der Saison, kein Fleischer!). Die Zahl der Fischerfamilien, wozu auch die Altstäger zu rechnen sind, überwiegt stark. Sie geben dem Ort das Gepräge, haben sich aber stark dem einträglichen Auer- und Baderbetrieb angepaßt.

In der beruflichen Struktur dieses Nebungsdorfes zeigt sich also auch eine Einsichtigkeit, die sich wiederum aus der geographischen Lage erklärt. Die große Zahl der Auer- und Bader, der gleichfalls recht ansprechende Prozentsatz von ständig ansässigen Rentnern und nicht zuletzt die große Zahl der Nebungswanderer deuten aber zugleich darauf hin, daß dieser kleinen Ortschaft ein Wanderland ist.

Ansch. d. v. r.: Straßburg (Ostpr.) Bohländstr. 17.

Heljar Mjosen:

Was du wissen mußt (VI)

Ähnliche und verschiedene Zwillinge

Frage VI: Bei Zwillingen werden Sie die Beobachtung gemacht haben, daß sich einige sehr ähnlich sehen, andere dagegen recht verschieden sind. Wie erklärt man sich die Ähnlichkeit zwischen den „ähnlichen“ Zwillingen? Wie erklärt man sich den Unterschied zwischen den „unähnlichen“?

Antwort: Die Erklärung liegt darin, daß es zweierlei Zwillinge gibt — eineiige und zweieiige. Die ersten haben sich aus einem Ei entwickelt und haben genau dieselbe Erbmasse. Daher die große Ähnlichkeit. Die zweieiigen haben sich aus zwei verschiedenen Eiern entwickelt, und ihr Erbfaktor hat nicht mehr Gemeinsames als bei gewöhnlichen Geschwistern. Daher mitunter die

Verschiedenheit. (Etwas über 1 v. Hundert aller Geburten ist eine Zwillingengeburt. Davon sind wieder rund ein Viertel eineiige Zwillinge.)

Ob ein Zwillingpaar eineiig oder zweieiig ist, läßt sich entscheiden, indem man eine Reihe sicher erblicher Merkmale der beiden miteinander vergleicht: Haar- und Augenfarbe, Körperbau usw. — die im Falle der Eineiigkeit Übereinstimmung zeigen müssen.

Für die Erforschung ist die Untersuchung von Zwillingen von großer Bedeutung. Da die eineiigen „echten“ Zwillinge denselben Erbfaktor haben, kann man sagen, daß, wo sich Unterschiede zwischen ihnen zeigen, diese ein Ergebnis äußerer Beeinflussung sein müssen: Ernährung, Schule usw. Auf diese Weise erhält man ein klares Bild von dem Verhältnis zwischen Vererbung und

Umwelt. Ein Vergleich einiger und zweieiiger Zwillinge bietet ebenfalls wertvolle Aufschlüsse. Wären die äußeren Verhältnisse für die Entwicklung des Einzelwesens entscheidend, dann müßten zweieiige Zwillinge eben so ähnlich sein wie die eineiigen (weil die Erziehung der beiden „Partner“ in beiden Fällen die gleiche ist). In Wirklichkeit verhält es sich aber nicht so. Es hat sich im Gegenteil gezeigt, daß eineiige Zwillinge, die in derselben Umwelt aufwachsen, viel ähnlicher sind als die zweieiigen.

Die „echten“ Zwillinge haben oft dieselbe Intelligenz, in der Schule sind sie oft gleich „tüchtig“, ihre Interessen und ihr Geschmack gehen oft in derselben Richtung. Man kennt typisch musikalische Zwillinge, geisteschwache Zwillinge, verbrecherische Zwillinge usw. Selbst wenn sie getrennt erzogen werden und in verschiedener Umwelt aufwachsen, bleibt die Ähnlichkeit weitgehend bestehen.

Gemeinsamer Erbstoff — gemeinsamer Lebenslauf.

Es ist, als ob die Zwillinge aus irgendeinem Grund einander auf Schritt und Tritt folgen. Auf Grund einer gemeinsamen Einstellung und Auffassung richten sie ihr Leben in derselben Weise ein, und zeigen gemeinsame Interessen. Es kommt nicht selten vor, daß sie zur selben Zeit heiraten, wenn einer von ihnen krank wird, erkrankt häufig auch der andere und oft sterben sie zur selben Zeit. (Vor einiger Zeit ging eine Mitteilung durch die Presse von zwei 90-jährigen Zwillingsschwestern in der Nähe von Stavanger, die am selben Tag starben. Daß zwei Menschen von diesem Alter zur selben Zeit sterben, kann natürlich auf „Zufall“ beruhen, wahrscheinlich aber ist es nicht. Man darf vielmehr annehmen, daß der gemeinsame Erbstoff den gemeinsamen Lebenslauf bedingt.) Daß erblidete Zwillinge nicht immer zur gleichen Zeit erkranken, liegt darin begründet, daß es zur Auslösung mancher Krankheitsbereitschaft bestimmter Umwelteinflüsse bedarf. Haben beide Zwillinge eine sehr geringe Widerstandsfähigkeit gegen Infektion mit Tuberkeln, so werden wahrscheinlich beide an einer Tuberkulose erkranken, denn die Umwelt enthält immer genug Tuberkelbazillen, um bei Menschen mit sehr geringer Widerstandskraft eine Tuberkulose hervorzurufen. Ist ihre Abwehrfähigkeit sehr gut, werden sie wahrscheinlich beide nicht erkranken. Ist sie aber mittelstark, so bedarf es zur Auslösung der Krankheit eines mehr als üblichen Umweltreizes: der Zwilling, der nun die durchschnittliche Tatsachengefährdung erlebt, wird mit Tuberkulose fertig werden, der aber, der in größerer Gefährdung lebt (z. B. mit einem kranken Schulkameraden zusammen ist), wird eher erkranken trotz gleicher erblicher Beschaffenheit. In Wien wuchsen zwei Zwillingsschwwestern Elfriede Auguste und Auguste Elfriede, von denen behauptet wird, ihre Ähnlichkeit sei etwas noch nie „dagegen“. Sogar die Fingerabdrücke sollen fast identisch sein — was eine große Seltenheit ist. Außerdem haben sie, wie es heißt, denselben Pulsschlag, denselben Blutdruck, denselben Geschmack, denselben Stimmklang und dasselbe Gewicht.

Der deutsche Forscher Prof. Rüden berichtet von einem über 80 Jahre alten Zwillingpaar, das im Rheinland geboren wurde. In der Schule waren sie gleich befähigt, und die Handschrift war praktisch gesprochen dieselbe. Beide Brüder waren musikalisch, sangen gern und hatten Tenorstimmen.

Auch hinsichtlich der Krankheiten zeigten die Brüder große Übereinstimmung. War der eine von ihnen krank

und ließ sich mit irgendeiner Medizin behandeln, brauchte auch der andere Bruder aus Erfahrung und mit gutem Erfolg dieselbe Medizin.

Das Körpergewicht hielt sich bei beiden auf ungefähr derselben Höhe mit einem Unterschied von höchstens 2 bis 3 Pfund. Die Körperhöhe war bei beiden 162 Zentimeter, Schuh- und Tragenummer waren die gleichen. Dazu hatten beide ein auffallend scharfes Gedächtnis und dieselbe Lebensauffassung und politische Einstellung.

Besonders aufschlußreich sind Zwillingfälle bei denen die

Zwillinge in verschiedener Umgebung

aufgewachsen sind. Hier sei ein typischer Fall, der von dem amerikanischen Forscher D. Popenoe untersucht wurde, erwähnt:

Eine Familie namens Trnin, die in einer kleinen Stadt in Black Hills wohnte, hatte drei Kinder — zwei Söhne und eine Tochter. Danach wurden die Zwillingsschwester geboren. Die Mutter wurde nach dieser Geburt nie wieder ganz gesund und starb 8 Monate später.

Die Zwillinge wurden in verschiedenen Familien untergebracht, und bekamen eine sehr verschiedene Erziehung.

Die eine Zwillingsschwester, B., wuchs auf einem Bauernhof auf, kam in die Volksschule, dann in eine Handelsschule, um später eine Bürostellung zu erhalten. Später hatte sie mehrere Bürostellen in verschiedenen Städten. Im ganzen war ihre Ausbildung recht einfach und sie lebte in einfachen, bescheidenen Verhältnissen.

Die andere Zwillingsschwester, J., ging erst in einer landwirtschaftlichen Schule an, kam dann in eine höhere Schule, wurde als Krankenpflegerin ausgebildet, war später 3 Jahre Lehrerin an einer Schule, heiratete und bekam einen Sohn und ging später wieder als Schullehrerin an.

Die äußere Ähnlichkeit zwischen den Zwillingen ist auffallend. Sie haben genau die gleiche Körperhöhe und fast dasselbe Körpergewicht. Wenn sie zusammen waren, brauchten sie oft gemeinsame Kleider, die beiden genau paßten, und ihre Freunde konnten ihre Stimmen nicht unterscheiden. Der kleine Sohn der einen Zwillingsschwester hat seine Tante nie gesehen, kann aber ihre Photographien nicht von denen der Mutter unterscheiden. Beide haben etwas schwache Lungen, worunter sie von Zeit zu Zeit gelitten haben.

„Es ist sehr bedauerlich“, sagt die eine Schwester, „daß ich mich nicht der genauen Daten unserer Krankheitsperioden erinnern kann, es ist aber öfters vorgekommen, daß Briefe, in denen stand, daß wir krank waren, sich „gekreuzt“ haben, bis wir zuletzt daran gewöhnt waren, von der einen zu hören, sie sei krank, wenn eine von uns sich nicht wohl fühlte.“

„Es ist fast unglaublich“, sagt sie weiter, „wie wir immer zur selben Zeit dieselben Dinge vor hatten. Das legentmal waren es die Haare, die wir uns schneiden ließen, ohne daß die eine von der anderen wußte. — Wir liebten beide Geschichte und interessieren uns für Gesellschaftsfragen und Politik. Keine von uns interessiert sich für Mathematik, und ich glaube auch keine von uns würde sich zum Studieren eignen.“

Eine Veruneinigung ist nie zwischen uns vorgekommen und obwohl ich meine anderen Geschwister auch lieb habe, hat mir keine von ihnen so nahe gestanden wie B.“

Ansch. d. Verf.: Vinderen-Østø.

Buchbesprechungen

Edhardt, H., und Ollertag, B.: Körperliche Erbkrankheiten. Ihre Pathologie und Differentialdiagnose. Unter Mitwirkung von W. Clausen, H. Rosenhagen, M. Schwarz, 1940. Leipzig, J. A. Barth. 272 S. Brosch. RM. 16.20, geb. RM. 18.—

Das Buch bildet eine gute Ergänzung der verschiedenen in den letzten Jahren herausgegebenen Bearbeitungen der in ihm behandelten Gebiete. Es ist aus der Verantwortlichkeit der Herausgeber an der Staatsakademie des Öffentlichen Gesundheitswesens hervorgegangen und für alle in der praktischen Erbgesundheitspflege tätigen Ärzte sowie den ärztlichen Nachwuchs bestimmt. Während die erbliche Taubheit von Schwarz und die erblichen Augenleiden von Clausen behandelt worden sind, zwei erfahrenen Kennern ihres Gebietes, haben die Herausgeber folgende Kapitel übernommen: Grundlagen der Fehlbildung (Ollertag), Die Vererbungen des Stütz- und Bewegungsapparates (Edhardt und Ollertag), Neurologische Erbkrankheiten und deren Differentialdiagnose, A. Anatomischer Teil (Ollertag), B. Klinischer Teil (Rosenhagen).

Während das Handbuch der Erbbiologie des Menschen (Juss) vorwiegend für den wissenschaftlichen Gebrauch bestimmt bleiben wird und das Handbuch der Erbkrankheiten (Gütt) in der Hauptsache für Gesundheitsämter berechnet sein dürfte, stellt das vorliegende Buch eine handliche Zusammenfassung des Wichtigsten und Bekanntesten dar. Thums hat kürzlich darauf hingewiesen, daß im Handbuch der Erbkrankheiten eine Behandlung der neurologischen Erbkrankheiten fehle. Hier sind sie ausführlich dargestellt worden, nicht nur klinisch, sondern auch anatomisch. Überhaupt ist die Berücksichtigung der pathologisch-physiologischen Verhältnisse ein Vorzug des Buches, da der Leser auf diese Weise in die körperlichen Grundlagen und Entstehungsbedingungen der körperlichen Erbkrankheiten eingeführt wird. Auch neben der kürzlich herausgegebenen Erbpathologie des Bauers, Fischer-Lenz und der ausgezeichneten, knappen Erbpathologie aus der Feder v. Verschuers wird das Buch seinen Platz haben.

J. Schottky.

Kranz, H. W., u. Koller S.: Die Gemeinschaftsunfähigen. II. und III. Teil. 1941. Gießen, Karl Christ. 167 S. Kart. RM. 4.50.

Die Schrift stellt einen bemerkenswerten Beitrag zur Lösung des sogenannten Afizialenproblems dar. Das dem ersten Teil zugrunde liegende Material ist erheblich erweitert worden. Auf Grund der erbbiologischen, soziologischen und erbcharakteristischen Durcharbeitung werden Vorschläge für ein Gesetz zur Bekämpfung der Afizialen gemacht. Es werden veränderte bzw. Strafmaßnahmen, gegebenenfalls die Aberkennung der völkischen Ehrenrechte und notfalls Asylierung gefordert, die durch ein Gesetz bei gemeinschaftsunfähigen oder durch gemeinschaftsunfähiges Verhalten ihrer Blutsverwandtschaft belasteten Personen angeordnet werden sollen. J. Schottky.

Krayl, Karl: Hippocrates Brevier. 2. Aufl. 1941. Stuttgart, F. Enke. 156 S. Geh. RM. 3.60, geb. RM. 5.20.

Die Schrift bringt eine Anzahl von Sagen oder kurzen Ausführungen des Hippokrates in besonderer Anordnung und in einer neuen Übersetzung des Verfassers. Es ist immer wieder überraschend, wie nahe uns die Anschauungen und Erkenntnisse der alten Griechen im Grunde stehen. Der Wert des Buches liegt darin, den großen Arzt uns Zeitgenossen näherzubringen. Ob die Über-

setzung durchweg allen Anforderungen entspricht, wird von den Philologen entschieden werden müssen. Daß der Verfasser nicht immer das Richtige trifft, scheint mir aus dem von ihm selbst Seite 152 angeführten Beispiel hervorzugehen. Die Ätiere von ihm abgelehnte Übersetzung (über die Ursachen undeutlichen Sprechens) erscheint sinnvoll und psychologisch ganz den Tatsachen und Beobachtungen entsprechend, im Gegensatz zu der neuen Übersetzung. J. Schottky.

Conrad, K.: Der Konstitutionstypus als genetisches Problem. Versuch einer genetischen Konstitutionslehre. 1941. Berlin, Springer-Verlag. 280 S. Preis RM. 21.—, geb. RM. 22.80.

Conrad geht von der bekannten und fruchtbaren Konstitutionstypologie Kretschmers aus. Er betrachtet weit ausbühnd die Konstitutionstypen in ihrer genetischen Bedingtheit und im Rahmen des Entwicklungsgedankens. Die Einzelwissenschaften werden sich mit den verschiedenen hier aufgestellten Einteilungen und Lösungen und mit den aufgeworfenen Fragestellungen näher zu befassen haben. Mir erscheint der Hinweis wesentlich, daß es sich bei allen derartigen Aufstellungen um gedankliche Absehbungen handelt, mögen sie auch in vielem der Wirklichkeit sehr nahe kommen und uns die von Zeit zu Zeit wieder einmal nötige Zusammenschau der Einzelergebnisse verschiedener Disziplinen bringen (ich erinnere zum Vergleich an Kretschmers weit über Medizin und Naturwissenschaft hinausgreifende Wirkung mit „Körperbau und Charakter“, auf welchen Conrad hier weitgehend aufbaut). Damit ist ihr Wert, aber auch ihre zeitliche und sachliche Bedingtheit gegeben.

J. Schottky.

Matura, D.: Das deutsche Genie. Neue grundlegende Forschungsergebnisse über Zahl, Vorkommen und Artenreichtum genialer Menschen im völkischen Staat. 1941. Wien, Österreichischer Landesverlag. 179 S.

Die Frage des Genies ist in diesem Buche psychologisch, geisteswissenschaftlich und politisch abgehandelt. Es enthält manche Flugun und richtigen Gedanken. In seinen Urteilen ist Verf. selbständig und sehr entschieden, gelegentlich greift er aber stark daneben. Absicht des Buches ist, Wege zu zeigen, wie man ein Genie frühzeitig erkennen und fördern könne. Eine Berücksichtigung der erbbiologischen Voraussetzungen hätte manche jetzt schiefen Ausführungen bereinigt und ergänzt. A. Paul.

Peters, H.: Haustier und Mensch in Äthien. 81 Abb. 1940. Wehringen, Ferd. Rau. 148 S.

Ein Haustierbiologe und Anthropologe legt hier einen hochinteressanten Bericht über eine im Frühjahr 1938 nach Äthien ausgeführte Studienreise vor. Mit Recht betont der Verf. eingangs, daß das Thema Haustier sich nicht in praktischen Zielen allein erschöpft, sondern daß — im Sinne einer synthetischen biologischen Gesamterfassung eines Landes — die kultur- und rassegeschichtliche Seite, die Wechselbeziehungen, die zwischen Haustier und Mensch bestehen, besonders wesentlich erscheinen. Werden doch Entstehung und Verbreitung eines Haustieres erst durchschaubar, wenn man die Rassen Geschichte seines Züchters kennt, der es auch bei seinen Wanderungen mit sich geführt hat. Die Bindungen gehen ja hier bis in das Rassenphysiologische hinein: „Wer könnte sich vorstellen, daß etwa ein falscher Bauer einen Delfinen oder Barjol gezüchtet hätte“? Die Haustieraffenkunde erscheint

so „als Hilfswissenschaft für Ethnographie und Anthropologie“. So hat Peters mit einer recht vielseitigen Fragestellung seine Reise nach Libyen angetreten, in ein Gebiet „wechselvoller rassistischer Überdichtung und Durchmischung“. Als Ergebnis eines verhältnismäßig kurzen Aufenthaltes wird man keine umfassende Monographie des besuchten Gebietes erwarten. So nennt der Verf. sein Buch denn auch einen „ersten orientierenden Einblick in die libyschen Verhältnisse“. Dem Ref. erscheint dies zumindest sehr bescheiden, denn Peters legt uns immerhin schon Ergebnisse vor. Sie werden durch ein prachtvolles Bildmaterial belegt, für sich sprechende Bilder, die das Buch zu einem kleinen Kunstwerk machen! — Der Verf. hatte Gelegenheit, eine Eingeborenenkompanie (Oase Tripolis) von rund 100 Mann, meist alteingesessene Küstenbewohner, vermessen und fotografieren zu können. Diese stichprobenhafte Untersuchung zeigt bereits die ganze Komplexität der rassengeographischen Probleme Nordafrikas. G. Sebezer.

Grothe, H.: Libyen und die italienischen Kraftfelder in Nordafrika. 1931. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner.

Grothe legt umfangreiches, auf eignen Studienreisen gesammeltes Material über die vorausschauende, seit der Besitzergreifung im Jahre 1911 geleistete, kolonialisatorische Arbeit Italiens in Libyen vor, wobei er den Raum landeskundlich und geopolitisch mit der gleichen Gründlichkeit behandelt, wie die eingeborene Bevölkerung rassistisch und die Verpflanzung italienischer Bauern siedlungsmäßig. W. Wolfoborsky.

Pfeffer, K. H.: Die angelsächsische Neue Welt und Europa. 1931. Berlin, Junker & Dohnhaupt.

Zur angelsächsischen Neuen Welt zählen die Raumgebiete der Vereinigten Staaten, Kanadas, Australiens, Neuseelands und Südafrikas. Jedes dieser fünf Gebiete erhebt den Anspruch, ein eigenes nationales Wesen innerhalb der Neuen Welt entwickelt zu haben. Die Eigenart jedes Landes innerhalb der angelsächsischen Welt beruht auf der Verschiedenheit des Aufbaus, seiner Größe und Volkszahl, seines Bodens und Klimas, Zahl und Gewicht der eingeborenen Bevölkerung, der völkischen Zusammensetzung der Zuwanderer und endlich Bodenreichtum und seiner Lage zum Weltverkehr. Trotz Reichtum und Überfluß an Bodenschätzen vermochten die Herren der angelsächsischen Neuen Welt keine neue Lebensordnung zu schaffen, gerieten vielmehr in immer größere Abhängigkeit zu den englisch-amerikanischen Mutterländern, wobei der Versuch einer freibürgerlichen Demokratie der jüdisch-kapitalistischen Wirtschaftsaufassung unterlag. Verfaßter beweist, daß damit die Aufgabe, der weißen Rasse den Weg

in die Zukunft zu weisen, den starken Völkern der Alten Welt zufalle. W. Wolfoborsky.

Krenn, G.: Föroyöische Sprachlehre (Germanische Bibliothek Bd. 22). 1940. Heidelberg, C. Winter. VIII u. 140 S., 8°. 1 Karte. Geb. RM. 8.—

Auf den Färöern „Schäferseln“, deren Name in der Sprache ihrer Bewohner Föroyar lautet, lebt seit der Wikingerzeit ein kleines Volk norwegischen Ursprungs, das heute etwa 27000 Menschen zählt. Im Mittelalter wurde auf diesen Inseln — das zeigen die dort geschriebenen Urkunden und Bücher — eine Mundart gesprochen, die dem Altnorwegischen und dem Altschwedischen noch recht nahe stand. Diese Mundart hat während der folgenden Zeit, in der als Schriftsprachen das Lateinische und das Dänische herrschten, viele Besonderheiten entwickelt und sich selbst in neue, auf einige wenige Inseln beschränkte Mundarten gespalten. Erst im 19. Jahrhundert wurde eine einheitliche Schriftsprache geschaffen.

Die wichtigsten Literaturdenkmäler des Völkchens sind mittelalterliche Balladen, die bis tief in die Neuzeit hinein beim Tanz vorgetragen worden sind. Manche dieser Balladen gehören dem Sagenkreis der Nibelungen an und haben die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die Färöer gelenkt, doch hat dies keinen von ihnen veranlaßt, die färöische Sprache systematisch zu behandeln; insbesondere hat sich keiner von den betreffenden deutschen Forschern bewegen gefühlt, eine deutsche Grammatik des Färöischen zu schaffen. So blieb es Ernst Krenn vorbehalten, die erste „Föroyöische Sprachlehre“ zu schreiben, die wir als Vorbotein einer lebhafteren Beschäftigung mit diesen Völkern begrüßen dürfen.

Krenn, der auch sonst über die Färöer verschiedene Schriften herausgegeben hat, ist von jener Liebe zu seinem Gegenstande erfüllt, der auch die Dahnbrüder der Isländkunde ausgezeichnet hat. Ohne diese Begeisterung kommt man einer so schwierigen Sprache kaum nahe. Möge der Erfolg des Buches beweisen, daß wir selbst in den Jahren der größten Anspannung unserer Kräfte noch imstande sind, ein so fernliegendes Wissensgebiet zu pflegen. Drei Wünsche möchte ich für eine Neuaufgabe dem Verfasser ans Herz legen. In einigen Abschnitten, namentlich in der Lautlehre, ist manches so kurz behandelt, daß leicht Mißverständnisse eintreten könnten; ein paar Seiten mehr würden genügen, um diese Gefahr zu bannen. Ebenso würden sprachgeschichtliche und vergleichende Bemerkungen den Umfang nicht allzu sehr vergrößern, aber doch den Gegenstand für solche, die schon eine andere nordische Sprache kennen, sicher viel anschaulicher machen. Schließlich wären etwas ausführlichere Sprachproben erwünscht, wie sie in Grammatiken sonst üblich sind.

S. Gutenbrunner.

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

Von der norwegischen Bevölkerungsbewegung. Die neueste Einwohnerzahl Norwegens wird mit 2 947 408 Personen angegeben. Damit ist Norwegen zur Zeit die kleinste völkische Einheit Westeuropas. Hinsichtlich seiner Geburtenhäufigkeit stand auch Norwegen in den letzten Jahrzehnten im Zeichen des Rückgangs, 1935 war ein besonderer Tiefstand erreicht. Die natürliche Bevölkerungszunahme hat, da das Sinken der Sterblichkeitsziffer nicht mit dem der Geburtenziffer Schritt halten konnte, mit ziemlich regelmäßiger ebenfalls abgenommen. Der jeweilige Stand der Bevölkerungszahl ist in Norwegen nicht unwesentlich bedingt durch den Umfang der Auswanderung.

Allerdings hat die eigentliche Auswanderung in den letzten Jahren im Vergleich zur Jahrhundertwende erheblich nachgelassen. Die Zahl der Eheschließungen ist seit 1932 gestiegen. Mehrfache Eheschließungen sind äußerst selten, 90 v. H. aller Eheschließenden heirateten zum erstenmal.

Maßnahmen mit bevölkerungspolitischer Bedeutung.

Steuerverleichterung für die Witwen Gekleinerer: Diese werden in Steuergruppe III (Ehepaare bis zum 5. Ehejahre ohne Kind) eingestuft, sofern nicht, wenn

Kinder da sind, Steuergruppe IV anzuwenden ist. Die Kinderermäßigung für gefallene Söhne wird im Todesjahr und dem darauf folgenden Steuerjahr weitergewährt.

Wegfall des Einzelverdienungsvermerks auf der Lohnsteuerkarte der mitverdienenden Ehefrau.

Reform der Versorgungstarife: In dem Gemeindezuschlag für Strom-, Gas- und Wassertarife lag eine indirekte Steuer, die den Gemeinden zufließt und die, wie jede indirekte Besteuerung, die Kinderreichen am stärksten traf, beschloffen. Dadurch, daß ab 1. April 1941 in den kleineren Gemeinden unter 3000 Einwohner keine Gemeindezuschläge mehr erhoben werden und sie in den größeren Gemeinden wesentlich herabgesetzt werden, tritt eine Erleichterung gerade für die Haushalte mit einer großen Familie ein.

Für den Familienunterhalt der Einkommen werden etwa 5 Milliarden im Etatsjahr gebraucht, d. i. $\frac{1}{3}$ der deutschen Einnahmen. Die bevölkerungspolitischen Maßnahmen kosten 3. St. jährlich 1 Milliarde.

Die erweiterten Kinderermäßigungen bei der Einkommensteuer gelten über das 25. Lebensjahr hinaus, wenn die Ausbildung wegen Ableistung des Wehrmachtsdienstes verschoben werden mußte. Die Kinderermäßigung bei der Lohnsteuer wird bis zum 25. Lebensjahr gewährt, wenn das Kind bei der Wehrmacht (als Nichtgehaltsempfänger) ist.

Zur belgischen Flamenfrage. Belgien hat auf einer Fläche von 30500 qkm 8294674 (1940) Einwohner und damit die größte Bevölkerungsdichte Europas. Nicht verschoben stark beteiligt sind daran jedoch die beiden, auf belgischem Boden lebenden Volksgruppen, die Flamen und die Wallonen.

1938 zählten die 5 flämischen Provinzen eine Bevölkerung von 5417787, die 4 wallonischen Provinzen eine solche von 2786719. Auf die wallonischen Gebiete macht sich durch das Ansteigen der flämischen Bevölkerungszahl ein wachsender Druck bemerkbar. Von den flämischen Provinzen erreicht Brabant eine Bevölkerungsdichte von 539, Antwerpen etwas über 400, Westflandern 300; Limburg wird bereits in wenigen Jahren durch seinen Kinderreichtum und seinen industriellen Aufschwung den anderen Provinzen gleichziehen. Für die Provinz Lüttich ist durch die Rückkehr Lupen-Malmédys ins Deutsche Reich eine Veränderung der Bevölkerung eingetreten; sie erreicht nur eine Bevölkerungsdichte von 250, wobei zu berücksichtigen ist, daß in Lüttich Zehntausende von Flamen wohnen. Das Wohngebiet der Provinz Namur hat nur 168 Einwohner auf den qkm, die Provinz Luxemburg nur 109. Trotz der bisher teils nach Nordfrankreich, teils nach den wallonischen Industriebezirken sich erzielenden Auswanderung und trotz der Verfranzösigungspolitik der ehemaligen belgischen Regierung haben fast ausschließlich die Flamen zu dem noch bestehenden Geburtenüberschuß beigetragen.

Außer Brüssel, Nivelles, Mons und Charleroi hatten die drei wallonischen Provinzen Hennegau, Lüttich und Namur 1938 schon einen Sterbeüberschuß zu verzeichnen, ebenso das wallonisch durchsetzte Brabant. Bei den flämischen Provinzen zeigt sich, daß dort, wo die höchsten Sterblichkeitsziffern festgelegt werden. So zeigt z. B. Limburg bei einer Sterblichkeitsziffer von nur 10,3 a. T. einen Bevölkerungsüberschuß von 16,2 a. T., so sind limburgische Dörfer in wenigen Jahren zu ansehnlichen Siedlungen angewachsen. Dabei können in ganz Flandern durch eine vermehrte Säuglingssterblichkeit noch wesentlich günstigere Verhältnisse herrschen. Für die Flamen spielt das Raumproblem schon seit Jahrzehnten eine gewichtige Rolle. Wegen der großen Raumnot haben von 1900 bis 1939 insgesamt 553479 Flamen Belgien verlassen, von denen sich 367396 in Frankreich sesshaft machten, darunter 54601 Bauern mit ihren Familien. Die flämischen Siedlungen sind in bestimmten Gebieten Nordfrankreichs konzentriert, wodurch es möglich war, den Assimilierungsversuchen der französischen Regierung Widerstand zu leisten. Die etwa 80000 Flamen, die noch über die Somme hinaus in südlicher Richtung verstreut siedelten, haben die Schwierigkeiten eines Lebens in fremdvölkischer Umgebung erlebt und sind infolgedessen häufig wieder in nordwestlicher Richtung in die Nähe des flämischen Kerngebietes zurückgekehrt.

Die Laufbahn eines 44-Arztes, 44-Zahnarztes und 44-ärztlichen Apothekers. Die Ausbildung in allen Zweigen des truppenärztlichen Dienstes findet auf der 44-ärztlichen Akademie in Gray (Steiermark) statt, während die fachwissenschaftliche Ausbildung durch die Universität Gray übernommen wird. Ein Merkblatt, das bei der Waffen-44 erhältlich ist, enthält die Vorbereitungen für die Aufnahme, den Ausbildungsgang und die Beförderungsaussichten — Möglichkeit zu wissenschaftlicher Weiterbildung. Der 44-Arzt soll die ideale Verbindung im politischen Soldaten und Arzt darstellen. Er ist Träger des Ausgesandten, als Erbsatz verantwortlich für die Durchführung des Heirats- und Verlobungsbefehls der 44, zugleich Hausarzt der Familienangehörigen seiner Truppe.

Ein Lehrstuhl für Rassenpolitik. An der Reichsuniversität Posen wird erstmalig die Rassenpolitik einen eigenen Lehrstuhl bekommen. Er wird innerhalb der Philosophischen Fakultät errichtet, die sich in Posen durch die starke Betonung volkswissenschaftlicher Fächer auszeichnet. So wird es neben einem Lehrstuhl für Deutsche Vorgeschichte und für Volkskunde einen weiteren für Volkslehre geben.

Berichtigung: In Heft 11 des vorigen Jahrgangs muß die Beschriftung auf S. 101 heißen: Probst Dr. Dielenheim, Gemälde von Siegfried Dielenheim; auf S. 180: Professoren an der Universität Dorpat aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts; Reichsdeutsche und Schweizer.

An unsere Leser!

Mit dem Jahrgange 1942 übernimmt wieder 44-Standartenführer, Prof. Dr. Bruno Kurt Schulz, der seit Beginn des Krieges im Heeresdienst stand, die Schriftleitung von „Volk und Kasse“.

Fräulein Dr. Elisabeth Pfeil sei an dieser Stelle unser aufrichtiger und ganz besonderer Dank zum Ausdruck gebracht. In vorbildlicher und selbstloser Weise hat sie die Mühe der Schriftleitung seit Kriegsbeginn auf sich genommen und dadurch das Weitererschienen der Zeitschrift gesichert. Wir hoffen, daß Fräulein Dr. Pfeil auch weiterhin nach Kräften an „Volk und Kasse“ mitarbeiten wird.

J. F. Lehmanns Verlag.



Aufn. O. Kolar
Waffen-SS im Felde

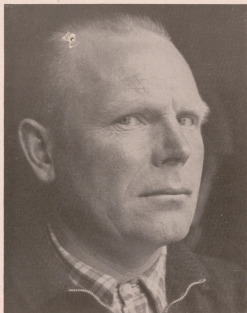


Aufn. O. Kolar



Das Ziel allen Kampfes ist die Sicherung des Lebensraumes für unsere Kinder

Kämpfer Der Heimatfront



Aufn. E. Rehlaff

Arbeiter aus Westfalen
Nordische Rasse mit fälschlichem Einschlag



Aufn. Bogner

Wartheffischer
Vorwiegend fälschliche Rasse



Aufn. H. Brinkmann-Schröder

Danziger Fischer, Nordische Rasse
Der schmalere Nordische Typus im heutigen Osten



Aufn. K. Riegel

Arbeiter aus Ostböhmen
Vorwiegend Nordische Rasse